

William Wagner

Preis \$3.00 per Jahr.

in jährlicher oder halbjährlicher Vorausbezahlung; jedes einzelne Heft 25 Cents. doch muss die Auflage nur nach der Liste der regelmäßigen Abonnenten bestimmt und kann also nur diesen die Zusendung garantirt werden.

Atlantis.

Eine Monatschrift

für

Wissenschaft, Politik und Poesie.

Herausgegeben und redigirt

von

Christian Giffelen.

Neue Folge, Vierter Band.

Februarheft.

Detroit, Mich., 1856.

Inhaltsverzeichnis des Februarheftes.

1. Der Staat ein Organismus.	pg. 81
2. Ueber die Bedeutung der socialistischen Ideen für unser Zeitalter und seine Wissenschaft. (Aus der Halle'schen Zeitschrift für Philosophie, von Dr. Fortlage. Schluß.)	" 88
3. Transatlantische Vergleiche.	" 102
4. Carnot (bearbeitet nach einer Gedächtnisrede von Francois Arago. Fortsetzung.)	" 112
5. Popularität.	" 121
6. Blicke in die Zukunft.	" 128
7. Das religiöse Gefühl und die religiöse Dogmatik.	" 133
8. Die politische Situation.	" 137
9. Urwald und Ruinen. (Aus einem Cyclus von Gedichten.— Fortsetzung.)	" 142
10. Der Tausch. (Eine Erzählung.)	" 147
11. Vermischtes.	

Briefe und Gelder mit der Post und wenn registriert, unter meinem Risiko an die Adresse des Herausgebers: C. Effellen, Drawer 20, Detroit, Michigan.

Diejenigen Abonnenten, welche nebenstehende Notiz ausgefüllt finden, wollen gefälligst ihre Abonnements entweder direkt einsenden, oder an die Agenten, wo sich solche befinden, einzahlen. Wir sind genöthigt, diese Mahnung dringend unsern Freunden ans Herz zu legen.

Herr *Wagner* in

Sie werden hiermit benachrichtigt, daß ihr Abonnement für die Atlantis mit *2000 55* abgelaufen ist, und daß ich die unumgängliche Maßregel der Vorauszahlung einzuhalten bitte.

Detroit, Mich., den 15. Februar 1856,

Chr. Effellen.

Atlantis.

Neue Folge,
Band 4. Heft 2.

Februar, 1856.

Alte Folge,
Bd. 6., Nr. 127-130.

Der Staat ein Organismus.

Es mag vielleicht zu den „praktischen“ Vorzügen des Amerikaners gehören, daß er, der sich jeden Augenblick als Wähler, Gesetzgeber, Staatsmann gegen muß, es für überflüssig hält, sich um das Wesen und die Natur des Staates, über die Grenzen der Funktionen und den Umfang der Rechte und Pflichten desselben näher zu erkundigen. Auf den amerikanischen Universitäten vermißt man die Lehrstühle des Staats- u. Völkerrechtes, vermißt man eine philosophische Behandlung der Politik, welche in einer Republik so nothwendig zu sein scheint, daß schon in jenen alten halbbarbarischen Zeiten die alten Griechen den Plato und Aristoteles hatten, welche über das Wesen des Staates die gründlichsten und gedankenvollsten Untersuchungen anstellten. In Amerika ist die Politik Routine, nicht Wissenschaft, oder, wie uns Einer der freisinnigsten Politiker Amerika's einmal scherzhaft sagte, Handel, nicht Philosophie. Wenn der Amerikaner sich um solche Fragen kümmert, wie z. B. das Verhältniß der Commüne zum Staate, und des Staates zum Congresse, so pflegt er diese Fragen mehr nach den Buchstaben der Constitution, als nach dem Wesen der vorliegenden Verhältnisse selbst zu beantworten, und daß man aus der Constitution, wie aus der Bibel Alles beweisen kann, ist eine alte Geschichte. Und doch wäre ein wissenschaftliches, objektives Studium des Staates, seiner Grundlagen und Funktionen gerade in Amerika eine Sache von der größten Bedeutung, vom größten Interesse, denn die wichtigsten Fragen tauchen hier auf, und verlangen eine Antwort. Auch ist das ganze Getriebe der amerikanischen Politik durchsichtig, so daß Jeder an die Thatfachen selbst herangehen und sie prüfen kann.

In Europa ist, trotz der höhern Stufe der wissenschaftlichen Bildung, noch weniger eine eigentliche Wissenschaft der Politik vorhanden, wie in Amerika, weil die ganze Maschinerie des Staates den Augen des Volkes entzogen und auch die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung in dieser Branche gänzlich verstümmelt ist. Wir haben, um ein Beispiel der mühsamen Konstruktionen unserer deutschen Gelehrten zu geben, in dieser und der vorigen Nummer einen Aufsatz von Dr. Fortlage aus der „Halle'schen Zeitung für Philosophie und philosophische Kritik“ mitgetheilt, der über die

„socialistischen Ideen“ handelt; hier sehen wir den deutschen Professor in seiner ganzen Glorie, mit Jopf und Perrücke. Wenn ein solcher sich auf dem Gebiete abstrakter Wissenschaften bewegt, wenn er logische Formeln konstruirt, nach dem letzten Grunde des Denkens forschet, oder eine griechische Partikel behandelt: so ist der Mann in seiner Sphäre und wir finden ihn gelehrt und gründlich. Aber in der Politik — was soll denn da? ein preussischer Professor mit der Politik anfangen? Sein Staat ist der preussische Staat, der Staat mit den uckermärkischen Junkern und den Hru. Manteuffel, der Staat der Beamten und Gensd'armen. Einen solchen Staat wissenschaftlich construiren, philosophisch rechtfertigen zu wollen, dies ist allerdings ein schweres Stück Arbeit.

Auch aus dem mitgetheilten Aufsätze Fortlage's geht hervor, daß, wenn er von Staat spricht, er vorzugsweise den monarchischen, militärischen und bürokratischen Staat der Gegenwart im Auge hat. Dieser Staat bedarf keiner wissenschaftlichen Kritik mehr, sondern nur einer thatsächlichen, d. h. der Revolution.

Wir sehen an dem mitgetheilten Beispiele, daß die offizielle Philosophie in Deutschland wieder in jenen Dualismus der Kant'schen Zeit, in jenes willkürliche Construiren und Systematisiren herein gefallen ist, das durch Hegel und besonders durch Feuerbach ein für alle Mal abgethan zu sein schien. Die Philosophie, wie sie sich in diesen „Halle'schen Jahrbüchern“, in den „Jahrbüchern der Gegenwart“, und wie die philosophischen Zeitungen der letzten Jahre heißen, gezeigt hat, ist ebenso einseitig und abstrakt, wie die Ansicht jener Materialisten, die als erstes Bedingniß zum Studium der Naturwissenschaften das gänzliche Aufheben aller philosophischen Studien verlangen. Diese Trennung der philosophischen von den naturwissenschaftlichen Studien hält den Fortschritt der Wissenschaft und die Verbreitung der modernen Weltanschauung überhaupt auf, und muß mit allen Kräften, welche der Wissenschaft zu Gebote stehen, bekämpft werden.

Dies steht man besonders an dem uns vorliegenden Thema, am Staate. Weder die Naturwissenschaft allein, noch die abstrakte Philosophie kann des Wesen des Staates vollständig ergründen, seine Bedingungen aufzählen, seine Funktionen bestimmen. Aber die Verbindung dieser beiden Wissenschaften wird zum Ziele führen, wenn dieselbe der Art ist, wie sie Arago und Alexander von Humboldt dargestellt haben.

Die Natur ist die allgemeine Mutter alles Lebens, die organisirende Kraft, welche jeder Materie innewohnt. Auch der Staat ist eine natürliche Erscheinung, eine Thatsache, die aus der Natur, aus der Organisation des Menschen hervorgeht. Dies hat schon Aristoteles ausgesprochen, indem er den Menschen ein „politisches Thier“ nannte. Zum naturgemäßen Leben des Menschen ist der Staat gerade so nothwendig, wie die Lunge oder die atmosphärische Luft. Ebenso, wie die Natur des Menschen ihn dazu

treibt, eine Familie zu gründen, ebenso verlangt sie auch von ihm, Antheil an dem Staate zu nehmen. Der Staat stellt es deshalb auch durchaus nicht den Bewohnern seines Landes frei, ob sie Antheil an ihm nehmen wollen, oder nicht; Jeder muß zu den Lasten des Staates beitragen, die Gesetze desselben befolgen und hat Anspruch auf den Schutz desselben. In dieser verbindlichen, zwingenden Weise steht jeder Staat dem Individuum gegenüber; nicht nur die Despotie, auch die Republik thut es; ja, man kann sagen, — und wir werden dies in Folgendem näher begründen, — daß je freier und vernünftiger der Staat ist, desto launter und verbindlicher das Verhältniß des Individuums zu ihm sein wird.

Diese Ansicht steht in direktem Widerspruche mit den Ansichten Rousseaus's und Kant's, welche den Staat als einen „Contract“, als einen juridischen Akt betrachteten, vermittelt dessen das Individuum für gewisse Wohlthaten, die der Staat ihm verspricht, gewisse Rechte aufopfert. Dies wäre ein Akt der freiwilligen Gerichtsbarkeit, der durchaus im Widerspruch mit dem Wesen des Staates steht. Die Mitgliedschaft am Staate ist kein juridischer Vertrag, den man eingehen oder nicht eingehen, schließen oder auflösen kann, sondern eine natürliche Qualität und Bestimmung des Menschen. Das Verhältniß des Individuums zum Staate als einen Vertrag bezeichnen zu wollen, scheint uns ebenso thöricht zu sein, als wollte man die organische Wechselwirkung der Lunge und des Magens als einen Vertrag bezeichnen, wodurch sich beide zu gegenseitiger Ernährung verpflichten. Der Mensch ist als Mensch, als Glied der Gattung, ein Bürger des Staates; seine eigene Organisation bedingt die Organisation der Gattung, der menschlichen Gesellschaft, des Staates.

Dieses ist allerdings nicht in den einseitigen, symbolischen Sinne zu verstehen, in welchem vor mehreren Jahren Rohmer in München, in jenem Sammelplatze aller reaktionären Tendenzen und unklaren Schwärmereien in der Wissenschaft, den Staat analog dem Baue des menschlichen Körpers aufbaute. Rohmer schrieb ein Buch, das, weil es ein direkter Freipaß zum Irrenhause war, von Vielen mit Bewunderung gelesen wurde und ihm am Münchener Hofe die höchsten Freunde erwarb. Er beschrieb die Funktionen des Staates gleich denen des menschlichen Körpers. Der Nabel, der Bauch, die Brust, die Nase, die Ohren: alle Theile unseres Körpers fanden sich im Staate und dessen einzelnen Institutionen wieder. Wir erinnern uns hier der einzelnen barocken Vergleiche nicht mehr speziell; genug, es war eine kindische Spielerei mit wissenschaftlichen Präntationen, aber reaktionären Tendenzen. Wenn wir hier von einem Parallelismus zwischen der Organisation der Individuen und des Staates sprechen, so sind wir natürlich von einer Rohmer'schen Auffassung weit entfernt, und

meinen nichts anders, als daß der Staat die Bedingungen wiederholen muß, nach denen sich das Individuum entwickelt, daß in dem Leben des Staates dieselbe Harmonie herrschen muß, wie in dem Leben der Natur, daß zwischen den verschiedenen Institutionen des Staates eine ähnliche Wechselwirkung herrschen soll, wie zwischen den verschiedenen Organen des menschlichen Körpers, vor Allem aber, daß die Sphäre des Staates und der Umfang seiner Pflichten und Rechte ebenso umfassend und allgemein ist, wie der Umfang menschlicher Pflichten, wie die Sphäre der Menschlichkeit und Humanität.

Dies ist gerade der Punkt, auf den wir zunächst eingehen müssen. — Wir finden, namentlich in republikanischen Kreisen, vielfach, ja fast überall, die Ansicht verbreitet, daß der Staat als ein nothwendiges Uebel zu betrachten sei, dessen Funktionen und Vollmachten man so viel, wie möglich beschränken, dessen Sphäre man möglichst einengen müsse. Diese Ansicht ist besonders in Amerika verbreitet; überall stellt man das Selbstgovernment und die Volkssouveränität der Autorität des Congresses und der Staaten entgegen. Eine ähnliche Ansicht nur mit andern Tendenz, vertritt auch der mitgetheilte Aufsatz von Fortlage. Man kann diese Ansicht, weil sie bloß das Recht in dem abstrakten Sinne der Juristen dem Staate überantworten will, am zweckmäßigsten wohl mit dem Namen der „juridischen“ bezeichnen. Die Sphären der Humanität und Wohlthätigkeit, Bildung und Erziehung, Künste und Wissenschaften liegen, dieser Ansicht zu Folge, jenseits der Sphäre des Staates. Der Staat ist diesen Leuten ein Abstraktum, das sich nur mit gewissen genau bestimmten Funktionen abgeben kann, und neben dem eine Menge anderer Genossenschaften, die andere Funktionen zu vollziehen haben, existiren können. Es ist schwer, wenn nicht unmöglich, diese Unterscheidungen zu treffen und die Funktionen des Staates in dieser abstrakten Weise zu begränzen. Wenn man sagt, die Sphäre des Staates ist das Recht, so hat man eine unbegränzte Sphäre, die sich mit der Erweiterung des Rechtes und des Rechtsbewußtseins der Menschheit, also der allgemeinen Sittlichkeit und Civilisation immer mehr erweitern muß. Die bisherige Geschichte des Rechtes zeigt uns eine stetige, consequente Erweiterung dieses Begriffes, von den orientalischen Zeiten an bis zu jenem glorreichen Tage, wo in Frankreich und Nordamerika die allgemeinen Menschenrechte proklamirt wurden. Aber wer wäre so blind gegen die Thatsachen der Geschichte, daß er glauben könnte, daß mit der Erklärung der Menschenrechte die Entwicklung des Rechtsbegriffes überhaupt abgeschlossen wäre? Das Recht auf Arbeit, auf Erziehung, auf Eigenthum u. s. w. wird sich im Laufe der Zeiten dem Rechte auf persönlichen Schutz, persönliche Freiheit, Habeas-Corpus Acte u. s. w. anschließen; je mehr die Civilisation fortschreitet, desto größer wird die Sphäre des Rechtes werden, in der die einzelnen Individuen sich bewegen.

Einen Gegensatz zwischen humanen und rechtlichen Forderungen zu ziehen, ist daher eine Illusion, denn auch die Humanität wird zum Rechte werden, das jeder Bürger üben muß, und auf welches Jeder Anspruch machen kann. Schon jetzt sehen wir vielfache Beispiele davon, z. B. die Armentare in England, das öffentliche Schulwesen in Amerika, die wissenschaftlichen Anstalten Deutschlands. Der Staat muß der immer biegsame und flüchtige Ausdruck des Rechtsbewußtseins und der Civilisation seiner Zeit sein, oder, nach dem berühmten Worte Hegel's, die objektive Sphäre der Sittlichkeit.

Gerade weil der Staat die Sphäre aller menschlichen Bestrebungen in sich vereinigt, und gewissermaßen die Form ist, in welcher sich die ganze Geschichte der Menschheit krystallisirt, so wird der Staat im Allgemeinen den Bewegungen der Zeit nur nachfolgen, nicht voraussehen. Die Wissenschaften, die Künste, Entdeckungen eilen voraus und erweitern den Horizont des menschlichen Geistes, bis daß endlich diese Erweiterung des Bewußtseins auch eine Erweiterung der staatlichen Organisation nach sich zieht. Daher der conservative Charakter des Staates. Einzelne Ideen eilen voran, aber ehe die Masse des Volkes dieser Ideen theilhaftig geworden ist, wird der Staat an diesem Fortschritt nicht Theil nehmen. Wo daher immer Staatsumwälzungen scheitern, sieht man, daß die Zeit und das Volk für eine solche Umwälzung noch nicht reif war. Denn insofern ist selbst in monarchischen Staaten eine Identität zwischen dem Volke und Staate vorhanden, daß in der Form und den Institutionen des Staates sich der sittliche Gehalt und das Rechtsbewußtsein des Volkes ausdrückt. In republikanischen Staaten ist natürlich dieser Zusammenhang viel deutlicher.

Wenn wir den Staat nicht als einen abstrakten Mechanismus, sondern als den lebendigen Organismus der menschlichen Gesellschaft betrachten, so müssen wir uns an die Naturwissenschaften wenden, um aus den Gesetzen der natürlichen Organisation die Grundgesetze des Staates zu erkennen. Zum Organismus und organischen Leben gehören nun folgende Bedingungen: Erstens muß eine Mannigfaltigkeit von Bildungen und Thätigkeiten vorhanden sein. Eine einzige Kraft, Elektrizität, Magnetismus, mag nach vielen Richtungen hin und in vielfacher Weise wirken, sie bildet keinen Organismus. Zu einem Organismus gehört eine Mannigfaltigkeit von Kräften und Stoffen, deren Wechselverhältniß das Leben hervorbringt. Je größer diese Mannigfaltigkeit ist, desto vollendeter ist die Organisation. Die menschliche Gesellschaft, aus den mannigfaltigsten und verschiedenartigsten Kräften zusammengesetzt, bietet also das Material zu einer sehr entwickelten Organisation, zu einer Harmonie, welche an Größe und Vollendung vielleicht selbst den „Kosmos“ der Natur selbst überbieten kann.

Die Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Elemente setzt die Einheit derselben voraus, die Uebereinstimmung der Eigenschaften, den gemeinsamen Boden und das gemeinsame Ziel. Was in der Natur die chemische Wahlverwandtschaft ist, das finden wir auch in der menschlichen Gesellschaft vor, — wir bezeichnen es mit dem allgemeinen Namen Humanität. Die erste Bedingung, einen Staat zu bilden, ist deshalb die Anerkennung der Einheit des Menschengeschlechtes und der absoluten Menschenrechte jedes Individuums. Dies ist die allgemeine Basis, auf welcher allein man die menschliche Gesellschaft vernunftig organisiren kann.

Drittens muß ein Parallelismus, eine Uebereinstimmung der einzelnen Elemente mit dem Ganzen, vorhanden sein. In jedem Gliede — nicht Theile — des organischen Körpers muß man die Bildung und den Charakter des Ganzen wiederfinden, und das Ganze muß nur eine gesteigerte Entwicklung der einzelnen Theile sein. Jedes Blatt am Baume repräsentirt uns den ganzen Baum mit seinen Zweigen und Ästen. Jeder Theil des menschlichen Körpers enthält alle Elemente und Organe desselben. Der Mensch aber selbst enthält die ganze Natur in sich, mit allen ihren Elementen, Kräften und Wirkungen. So also muß auch der Staat die Individualität des Menschen in großen Zügen repräsentiren; seine Bedürfnisse sind auf die Bedürfnisse des Individuums gegründet; seine Bestrebungen gehen mit den Bestrebungen des Individuums Hand in Hand. Aber auch das Individuum muß die Zwecke der Gesamtheit zu seinen persönlichen machen; die Aufgabe des Staates, ein Ausdruck der Civilisation und Humanität zu sein, muß auch die Aufgabe des Individuums bilden; es muß eine harmonische Wechselwirkung zwischen den Individuen und der Gesellschaft herrschen. Der Staat muß die Individualität des Menschen in großen allgemeinen Zügen wiederholen; er muß selbst Individuum, selbst Person sein, während das Individuum durch Theilnahme an den allgemeinen Zwecken des Staates sich zur Gattung erhebt.

Zu den angegebenen Erfordernissen eines Organismus gehört die Bestimmtheit und Einheit der Form. Der Inhalt muß sich in einer bestimmten und sich selbst entsprechenden Form darstellen. Jede Gattung, jede Spezies in der Naturgeschichte hat ihre bestimmte Form, die trotz der zahllosen Verschiedenheiten und Spielarten immer die allgemeinen Grundzüge bewahrt. So ist es auch mit der Organisation des Staates vermittelt der Nationalitäten. Ebenso wie der Volkscharakter sich in den verschiedensten geschichtlichen Katastrophen und Umwälzungen nicht verleugnet, sondern nur entwickelt, ebenso ist auch der Staat an eine bestimmte Form der Entwicklung gebunden, welche, trotzdem sie oft die

größten Gegensätze aufzeigt, doch immer einem Principe und einer Methode folgt. Dies ist an der Geschichte der alten Römer, der modernen Franzosen u. s. w. deutlich zu sehen; trotz aller geschichtlichen und constitutionellen Veränderungen blieb doch das eigentliche System der Verwaltung und Regierung immer stehen. Diese Hartnäckigkeit der politischen Formen ist ein Hemmschuh, welcher die Entwicklung der Menschheit lähmt; wir finden oft politische Formen, aus denen der Geist längst verschwunden ist, und deshalb haben manche Revolutionäre die politischen Formen ganz beseitigen wollen. Aber dieses würde nicht nur unmöglich, sondern auch reaktionär sein, indem die ganze Organisation dadurch zerstört würde. Gerade in der Form besteht das Wesen der Organisation, und das ganze Geheimniß, zu organisiren, liegt nur darin, eine passende Form zu finden, d. h. eine Form, die mit ihrem Inhalte identisch ist. Dies ist die höchste Aufgabe des Politikers und Staatsmannes..

Dadurch, daß wir sagen, daß die Form des Staates dem Inhalte desselben, dem Volksbewußtsein, angemessen und adäquat sein soll, ist auch zugleich gesagt, daß der Motor, die bewegende Kraft im Staate demselben immanent sei, daß der Staat keinen andern Gesetzen und Einwirkungen folge, als welche von ihm selbst ausgehen, und durch ihn selbst hervorgebracht werden. Darin liegt die Selbstständigkeit und Souveränität des Staates. In den Staaten, welche durch Aristokratien, Dynastien u. regiert werden, ist dies nicht der Fall; hier ist die bewegende Kraft, die Triebfeder der Entwicklung nicht gleichmäßig im ganzen Volke verbreitet, sondern an einzelnen Punkten angehäuft, so daß die andern Punkte aller Entwicklung und Lebenskraft beraubt sind.

Wie in der Natur überall mit der Materie die Kraft verbunden ist, so muß auch in der menschlichen Gesellschaft überall und in der Masse des Volkes selbst die politische Macht und Souveränität liegen. In einem vernünftig organisirten Staate muß Jeder das von sich sagen können, was Ludwig 14. sagte: „Der Staat bin ich!“

Dies sind die hauptsächlichsten Bedingungen der Organisation. Es wäre sehr interessant, diese Physiologie des Staates näher anzuführen und sie aus der Physiologie des Menschen abzuleiten. Aber dies würde den Raum eines Buches erfordern. Für unsern Zweck genügt es, zu zeigen, daß der Staat und seine Funktionen Alles das begreift, was überhaupt menschlich ist und den Menschen angeht und interessiert, daß seine Sphäre so weit reicht, wie die Bedürfnisse, Gedanken und Bestrebungen des Menschen, und daß der Staat eben so, wie jener Philosoph sagen kann: Nichts Menschliches ist mir fremd. Der Staat ist die allgemeine Sphäre der Menschlichkeit und man darf seiner Thätigkeit nichts, was von allgemein menschlichem Intresse ist, entziehen.

Durch diese Ansicht treten wir nicht nur der juridischen Definition vom Staate entgegen, sondern auch den Socialisten, die sich vom Staate und dessen Formen emancipiren und in der vom Staate getrennten socialistischen Commune, — mag man sie Phlaansterre oder Scarien oder Bethanien nennen, — ihre Bestrebungen verwirklichen wollen. Die Socialisten der modernen Schulen begreifen nicht, daß gerade der Staat die socialistische Gemeinschaft ist, in der sie ihre Bestrebungen realisiren müssen, daß der Staat denselben nicht im Wege steht, sondern im Gegentheil das Mittel zu deren Verwirklichung bietet. Wenn die Socialisten in dem bestehenden Staate ihre Wünsche nicht befriedigt finden, und in dem bestehenden Rechte nur absolutes Unrecht finden, dann sollen sie den Staat verbessern, und die Sphäre des Rechtes erweitern; vom Staate aber bei socialistischen Reformen absehen zu wollen, das heißt, ein Luftschloß bauen.

Es wäre sehr nützlich, wenn man heutzutage einmal diese positive Seite des Staates anerkennen und im Auge behalten wollte, wenn man den Umfang und die Pflichten des Staates, als der allgemeinen Sphäre der Moralität, des Rechtes und der Civilisation, in dieser allgemeinsten Weise auffassen würde. Man hat oft den revolutionären Bestrebungen unserer Zeit von conservativer Seite her vorgeworfen, daß sie zu destruktiv seien; wir müssen von ganz entgegengesetzter Seite her einen ähnlichen Vorwurf erheben. Man hat inmitten aller der Triumphe der Wissenschaften, Erfindungen und Künste, welche in diesem Jahrhundert stattgefunden haben, nicht daran gedacht, die Fortschritte der Civilisation dem politischen Leben einzuverleiben und den Staat mit den geistigen Errungenschaften dieses Jahrhunderts zu bereichern. Was die Revolutionen vom Staate verlangten, waren formelle Aenderungen; aber man dachte nicht daran, dem Staate seinen wesentlichen, humanen Inhalt zu geben. Anarchische und socialistische Bestrebungen raubten einer wahren und vernünftigen Staatskunst das Terrain; diejenigen, welche unfähig waren, zu organisiren, sagten, es bedürfe keiner Organisation. Was ist die Folge davon? Die politischen Formen sind weit hinter dem Culturstandpunkte dieses Jahrhunderts zurückgeblieben, und es bedarf neuer und großer Revolutionen, um das Gleichmaß wiederherzustellen.

Ueber die Bedeutung der socialistischen Ideen für unser Zeitalter und seine Wissenschaft.

Von Prof. Dr. Fortlage.

(Schluß.)

Es giebt zwei Vorbereitungsmittel zur immer größeren Ausgleichung der Verhältnisse der Menschen unter einander, den Wohlstand und die Wissenschaft. Betrachtet man die Sache im Kleinen, so fällt das Uebergewicht auf die Seite des Wohlstandes. Denn sobald in einem Geschlechte die Armuth getilgt ist, sind die Mittel gefunden, die Unwissenheit oder den Bildungsmangel zu ersezen, wenn nicht in der gegenwärtigen, doch sicher in der zukünftigen Generation. Auch gelangt man unmöglich zur Bildung, ohne daß zuvor die Mittel zur Erwerbung derselben vorhanden sind. Betrachtet man hingegen die Sache im Großen, so fällt das Uebergewicht auf die Seite der Wissenschaft. Denn wäre das Wissen über die Mittel eines erfolgreichen Kampfes mit dem Elend vorhanden, so würden sich von selbst Menschen genug zu ihrer Ausführung drängen. Das Deficit liegt daher zunächst im Wissen, und folglich würde vor allem andern ein Organ der Wissenschaft zu gründen sein, um planmäßig die Sache in die Hand zu nehmen. Dies war die Idee St. Simons, welche sich in seinem frühesten Vorschlage zur Bildung eines wissenschaftlichen Menschheitsbundes oder sogenannten Newtonschen Rathes aussprach, eine Idee, welche sich jedem Nachdenkenden um so mehr immer auf neue aufdrängt, je mehr die einzelnen socialistischen Pläne von Phalanstères, Nationalbanken und dgl. einander widersprechen, und je weniger eine Einführung dieser sogenannten Utopien ins Leben bisher hat gelingen wollen.

St. Simon wollte, daß einer Anzahl der anerkannt geistig begabtesten Männer, durch einen Wahlact der Menschheit aus allen Völkern erkoren, durch freiwillige Beiträge eine lebenslängliche Maße geschaffen werden solle, mit der Bedingung, dieselbe auf gänzlich freie Art keinen andern Bestrebungen zu widmen, als den Fortschritten der Wissenschaft und den Anwendungen derselben auf die Verbesserung der socialen Zustände. Die nähere Art dieser Wirksamkeit dachte er sich zwar nur in höchst dunklen Umrissen, jedoch so, daß zuletzt daraus eine Art von neuer geistlicher Gewalt auf Erden hervorgehen könne mit der Bestimmung, eben so in Zukunft der religiöse und wissenschaftliche Mittelpunkt der Menschheit zu werden, als Nem dieses im Mittelalter war. Er dachte sich diese Macht unter dem Namen eines Newtonschen Rathes (conseil de Newton) als einen mit seiner Wirksamkeit den ganzen Erdball umspannenden Menschheitsbund, mit Niederlassungspunkten in allen Welttheilen, so daß der höchste Rath alljährlich seine Wohnung wechseln könne.

Er dachte sich die Macht dieser Anstalt zwar nicht als eine politische, indem alle Newtonischen Rätbe aller Länder immer die Trennungslinie genau beobachteten würden, welche sie als die geistliche Macht der Erde von den weltlichen Regierungsgewalten der Staaten scheidet, setzte aber, um die Idee einer siegreichen Verbreitung solcher neuen Autorität auf Erden sich denkbarer zu machen, den Fall als möglich voraus, daß der Oberbefehlshaber der Heere der Gläubigen dieses neuen Glaubens (le directeur en chef des armées des fideles) mit Gewalt der Waffen über die ganze Erde die Niederlassungen gründe, welche für die Sicherheit der Mitglieder der verschiedenen Rätbe erforderlich seien. Jedoch wurde die weitere Entwicklung der Zukunft anheim gestellt. Für die Gegenwart genügte es dem Urheber des Gedankens, wenn mit der Subscription zu einer Besoldung der drei größten Mathematiker, Physiker u. s. f. im Dienste der Menschheit der Anfang gemacht würde.

Halten wir uns an unseren gewonnenen Standpunkt fest, so ist es nicht schwer, in dieser Idee das ewig Wahre und Große daran vom Falschen und Verfehlten zu sondern. Das ewig Wahre und Richtige liegt in dem tief gedachten Bestreben, die Wissenschaft zu befreien von ihren falschen Rücksichten, und dieselbe auf ihr edelstes Ziel zu lenken. Die Wissenschaft, welche im Dienste dessen arbeitet, welcher sie besoldet, soll diesen Sold fortan nicht mehr von bevorzugten Klassen der Gesellschaft, sondern von der Totalität derselben empfangen, soll folglich nicht mehr im Dienste besonders Privilegirter, sondern im Dienste Aller arbeiten. Ferner besteht in dem, was sogar Anfangs als eine Schwäche erscheinen könnte, nämlich daß gar keine Wege, wie zu helfen sei, detaillirt werden, bei genauerem Nachdenken eine Hauptstärke der Idee. Sie klebt nicht charlatanmäßig ein geschwindes Heftpflaster auf die Wunde der Menschheit, sondern giebt statt des fertigen Receptes, worin Quacksalber beständig bei der Hand sind, vielmehr eine Preisaufgabe im vollen Vertrauen, daß dieselbe durch die höchsten wissenschaftlichen Kräfte der Menschheit wohl lösbar sei, wenn man dieselben nur auf die rechte Weise dafür zu interessieren wisse. Die schwache Seite bei dieser Idee ist aber diese, daß das socialistische Organ bei St. Simon nicht auf dem dauerhaften Grunde der Association, sondern auf dem unzuverlässigen der Subscription und Wahl errichtet werden sollte. Denn damit wäre dem socialistischen Organ gleichsam die Pistole auf die Brust gesetzt, innerhalb Jahresfrist sogleich etwas Anschauliches und der Rede Wertes zu produziren, bei Strafe einer sofortigen Einziehung des Salairs. Denn das Volk ist ungebildig. Von der Confusion der socialistischen und politischen Gewalt aber, die dann eintreten würde, wenn erst der Oberbefehlshaber der Heere der Gläubigen ausrückte, um in allen Welttheilen die nöthi-

gen Niederlassungen zu gründen, und sich eben dadurch die Erlaubniß zu erwerben, in allen Råthen zu sitzen, ihnen zu präsidiren und zuletzt im Neutonischen Mausoleum bestattet zu werden, schweigen wir.

Als die St. Simonistische Schule unter Infantin und Bazard den bekannnten unglücklichen Versuch machte, die von St. Simon begründete Idee einer Religion des Industrialismus in's Leben zu führen, zeigte sich fast nur Unerfreulichs. Einerseits muß zugegeben werden, daß hierbei die Grundidee mehr als eine Entstellung erfuhr, welche ihr Urheber, hätte er sie erlebt, am wenigsten würde gut geheissen haben. Andererseits aber ergab sich auch vieles als wirkliche Consequenz aus dem Irrthum einer Vermischung des socialistischen mit dem politischen Standpunkt, zu welchem bereits St. Simon selbst die Veranlassung gegeben, wenigstens ihm nirgends gehörig vorgebaut hatte. Wenn nun das ganze Staatswesen zu einer bloßen ökonomischen Anstalt herabgesetzt wurde mit völliger Zerstörung des Begriffs der Unabhängigkeit der Person, wenn an die Stelle des Familienvermögens das Vermögen der großen Volksbanken trat, aus welchem nach bestem Ermessen und Urtheil über die Capacität der Einzelnen die Direktoren der großen Deconomie jedem beliebig das Seinige zutheilten, um es beim Ableben des Individuums zurück zu empfangen, so entdeckt man hierin mit Trauer und Schmerz lauter entstellte Züge ursprünglich groß gedachter Gedanken, Entstellungen, welche allesamt keinen andern Grund hatten, als die Verkehrtheit, die abstrakte Rechtsidee durch den Socialismus nicht erfüllen und ergänzen, sondern absorbiren und vertilgen zu wollen. Dieses ganze Treiben liefert dem wirklichen Socialismus kein einziges brauchbares Element. Wir wenden uns daher in die Grundidee zurück.

Die Idee des wissenschaftlichen Menschheitsbundes darf darum, daß sich Schwächen und Verkehrtheiten daran geknüpft haben, nicht aufgegeben und verworfen werden; sie ist vielmehr von den Fehlern zu reinigen und dadurch höher zu steigern. Der Wissenschaftsbund darf nicht im Staate kommandiren wollen, er darf aber auch nicht abhängig sein von Subscriptionen und Wahlakten. Wer zu ihm gehören will, muß zu ihm gehören können. Darum aber, weil er gänzlich unabhängig sein soll von der politischen Sphäre, muß er auch in ökonomischer Hinsicht ganz auf eigenen Füßen stehen und Niemanden sein Bestehen verdanken, als nur allein sich selbst. Er wird sich also mit seiner eigenen Hände Arbeit seinen Lebensunterhalt eben sowohl erwerben müssen, als eine jede andere Familie im Staat, und überhaupt in keiner Weise irgend eine andere Stellung gegen das Staatswesen einnehmen dürfen, als nur die, ein vergrößertes und auf eine neue und eigenthümliche Art organisiertes Familienwesen zu sein, mit allen Rechten und Verpflichtungen im Staat, welche auch allen übrigen Familien und deren Gliedern als

solchen zukommen. Wo aber könnte eine solche große Familie die Vorschläge, die sie zu machen hätte in Beziehung auf eine erfolgreiche Bekämpfung der Armuth und Unwissenheit, besser und einfacher zur Anwendung bringen, als bei sich selbst, indem sie die Ärmsten und Ungebettesten zu sich in ihren eigenen Schooß aufnähme, und besseren Zuständen entgegen führte? Das gäbe nun jedenfalls eine Art von Klosterleben, aber nicht ein abgeschlossenes, contemplatives, wie des vereinzeltten Mönchs in seiner Zelle, sondern ein betriebames, thätiges, auf die höchste Spannung der Arbeitskräfte in ihrem gegenseitigen Ineinandergreifen, also recht eigentlich auf Organisation der Arbeit berechnetes. Daß dabei von keinem willkürlichen Klosterzwange, Eölibat u. dgl. die Rede sein könnte, versteht sich von selbst, aber eben so sehr auch, daß ohne eine strenge, wenngleich mit religiöser Sanftmuth ausgeübte Sittenzucht ein solches Wesen nicht würde Bestand haben können. Wem fallen nicht als lebentige Vorbilder solches regen Treibens voll Wohlstand, Arbeitsamkeit, Sauberkeit, Anmuth und Sitte hier sogleich die Niederlassungen der Brüdergemeinden ein?

Warum nicht auch das Phalanstere Fourier's? Allerdings auch dieses. Jedoch vergesse man nicht, daß bei einer genaueren Vergleichung des Phalansteres mit den Brüdergemeinden das erstere in einem zwiefachen Nachtheil steht. Denn erstlich verfolgt die Brüdergemeinde neben dem Zweck bloßer ökonomischer Selbsterhaltung noch einen höheren geistigen Zweck, wenngleich in einseitig religiöser Art, wohingegen das Phalanstere nichts anderes will und erzielt, als das bloße ökonomische Bestehen seiner Mitglieder. Und zweitens hat der Organismus der Brüdergemeinden die Prüfung seiner Lebensfähigkeit bereits überstanden, der Organismus des Phalansteres aber noch nicht. Besonders liegt hier auf dem zweiten Punkte das allergrößte Gewicht. Denn wir würden es für thöricht halten, wenn das socialistische Organ die Reihe seiner Experimente mit einer Lebensform begönne, welche sich nicht bereits völlig und zur Genüge in der Praxis bewährt hätte. Es bliebe ihm ja dabei vermöge seiner progressiven Natur unbenommen, vom bescheidenen Anfang zu vollkommeneren Formen überzuschreiten, sobald erst die Kräfte gewachsen wären. Aber der Anfang selbst müßte sich dadurch in seiner Lebensfähigkeit zuerst völlig sichern, daß er nicht nur das Mögliche, sondern auch das längst Gewohnte, das bereits in der Welt völlig Eingelebte und daher auch nicht Verdacht und Mißtrauen, sondern Vertrauen, Zuneigung und Achtung Erweckende thäte. Er würde ein Samenorn pflanzen, welches unscheinbar aufwächst und nicht viel Redens von sich erweckte, indem es von außen nur anzuschauen wäre wie hundertmal sonst Dagewefenes, welches aber in seinem unsichtbaren Inneren den Keim einer unabreißlichen Zukunft trüge.

Es ist zu verwundern und fordert eine besondere Erklärung, daß die bisherigen Versuche, den Plan des Phalansteres in die That überzuführen, so schlechte Erfolge gehabt haben. Das Phantastische des Plans allein reicht nicht aus, diese Erklärung zu geben. Denn es hat nicht an Versuchen der Schule gefehlt, dieses zu beseitigen, und mit Abstreifung aller schwindlichten Zuthaten den einfachen Plan eines genußreichen und angenehmen Lebens großer Menschenfamilien herauszuschälen. Warum denn bildet man solche nicht? Fehlt es in diesem Grade an Menschen, die nach den Genüssen des Lebens trachten; oder ist der Müßiggang in Lumpen ein so süßes Vergnügen, daß die ganze Phalanx der Passionen Fourier's ihn nicht im mindesten zur Thätigkeit zu erwecken vermag?

Fourier's Anhänger machten den ersten Versuch einer Realisirung des Phalansteres zu Condé-sur-Vègres bei Versailles, einen späteren in der ehemaligen Abtei Citeaux, welchem der Versuch, eine Colonie in Brasilien nach demselben Plane anzulegen, nachfolgte. Dieses Alles hat keinen Erfolg gehabt. Besser ist Cabet reüssirt mit seinem Icarismus. Er gestaltete in seinem Roman Voyage en Icarie die Idee so um, daß eine Colonie nach dem Westen Nordamerika's möglich wurde. Das Jahr 1848 sah die Icarier auswandern. Sie langten, ein Häuflein von etwa 70 Menschen, mit unsäglichen Beschwerden an ihrem Bestimmungsorte in Texas am rothen Flusse an, wo Cabet für das gemeinschaftlich zusammengelegte Vermögen Ländereien erkaufte. Cabet selbst folgte mit 40 neuen Genossen. Das erste, was entstand, war Hunger und Missethätigkeit. Es erfolgte eine Anklage gegen Cabet wegen Veruntreuung anvertrauten Vermögens vor dem Zuchtpolizeigerichte in Paris von Seiten Mehrerer, welche unmuthsvoll aus der Colonie nach Frankreich zurückgekehrt waren; jedoch wurde Cabet, obwohl vom Zuchtpolizeigericht verurtheilt, später vom Appellationsgericht aller Schuld ledig gesprochen. Er kehrte nach Frankreich zurück, nachdem er mit den auf eine Zahl von 300 Mitgliedern angewachsenen Icariern eine neue Niederlassung zu Nauvoo am Mississippi eingerichtet hatte. Diese nun ließ es auch Anfangs an häufigen Nachrichten von den Wechselfällen ihres neuen, brüderlichen und wie es schien, wohlorganisirten Gemeindegelbes nicht fehlen. Aber nach der Zeit ist es wieder still von ihnen geworden, und die Colonie scheint wenigstens nichts von der gewaltig treibenden Schwungkraft in sich zu entfalten, welche man unterdessen in dem alttestamentlichen Socialismus des Mormonenthums in eben jenen Gegenden hat kennen und bewundern gelernt.*) Entfaltet aber die Colonie in Zukunft nicht größere Kräfte, so wird sie auf dem Felde der Lebenspraxis als überflügelt erscheinen von so-

*) Nach den neuesten Nachrichten ist die Icarische Colonie schon in der Auflösung begriffen. Cabet verlangt für sich die vollständige Diktatur der Colonie. (t.R.)

cialistischen Bestrebungen, die aus einem entgegengesetzten Boden erwachsen, und wird in dem zufälligen Umstande, daß es das von den Mormonen erst kürzlich verlassene Gebiet von Nauvoo war, wo sie ihre erste feste Zufluchtsstätte fand, ein ominöses Wahrzeichen ihres schwächeren und nachhinkenden Charakters erblicken dürfen.

Alle socialistischen Institutionen des Alterthums, welche uns durch ihre einseitige Blüthe und weite Wirksamkeit mit Bewunderung erfüllen, Klöster, Rittererben u. dgl., haben das gemeinsam mit dem Mormonismus, daß sie ihre materielle Blüthe und ihren Wohlstand zwar nebenbei mit geistlicher Anstrengung betrieben und erreichten, aber denselben nicht gleich von vorn herein sich als das alleinige Ziel ihres ganzen Bestandes setzten. Sie setzten sich vielmehr spirituelle Zwecke, und erreichten dadurch nebenher und gleichsam spielend ihren materiellen Wohlstand. Wer hingegen bei der Construction socialistischer Institute lediglich von einem bloß materiellen Gesichtspunkt ausgeht, wird darum viel schwerer zum Ziele gelangen, weil die materiellen Gesichtspunkte den Egoismus schärfen, und darum dem belebenden Geiste des Socialismus, welcher als solcher ein allem Egoismus feindlicher Geist ist, weil weniger verwandt sind, als Prinzipien von religiöser Natur, welche den Menschen anleiten, ein höheres Leben über sich zu denken und sich selbst ganz in diesem Höheren zu vergessen. Es ist unmöglich, daß aus materiellen Interessen um bloßer materieller Interessen willen ein aufopfernder Enthusiasmus entspringe für ein dem Egoismus der Einzelnen schnurstracks entgegengesetztes Thun, wie z. B. der Wüstenzug der Mormonen es in vielen Zügen hat bliiden lassen. Wo aber dieser aufopfernde Enthusiasmus fehlt, werden auch die Früchte, die er trägt, ausbleiben. Man kann denselben Gedanken auch psychologisch bequem so ausdrücken, daß zum Gedeihen socialistischer Institutionen eine eigenthümliche Organisation der dabei sich betheiligenden Personen gehöre, indem diejenigen Naturen, welche im Stande sind, um religiöser Ideen und reingeistiger Zwecke willen materielle Opfer niemals zu scheuen, am meisten, diejenigen aber, welche den materiellen Nutzen als die einzige Triebfeder ihrer Geschäftigkeit anzusehen gewohnt sind, am wenigsten in eine solche großartige Gemeinthatigkeit sich dauernd schicken werden.

Fourier's Bestrebungen unterliegen diesem Bedenken im allerhöchsten Maaße. Sein Socialismus enthebt ausgesprochenermaaßen die Menschen einzig und allein aus dem Grunde ihrem natürlichen Egoismus, damit eben dieser Egoismus im stärkeren Maaße befriedigt werden könne. Der Calcul ist insofern richtig, als wir es alle Tage erfahren, wie die menschlichen Kräfte von aller Art durch Einigung und Zueinandergreifen gestärkt, durch Vereinsamung und Widerstreit geschwächt wer-

den. Aber die Theorie ist insofern unpraktisch, als es für sie selbst allein keinen Weg in die dauerhafte Realisirung ihrer Absichten giebt. Denn der materielle Egoismus, ein so tauglicher Hebel er sein mag, um bei der bereits im vollen Gange seienden Maschinerie eines Phalanstere kräftig mitzuwirken, so untauglich ist er, wenn er selbst als oberster Hebel zur Umtriebung einer solchen Maschienerie gedacht wird. Der Egoismus gedacht als socialer Enthusiasmus, das bedeutet so viel als ein Schmelzofen aus gemaltem Feuer, oder Festungswerke aus Wandtapeten.

Von St. Simon läßt sich dasselbe nicht in gleichem Maasse sagen. Denn das Strebeziel seiner Ideen war zwar einertheils die Erwerbung des Wohlstandes für Alle, andertheils aber eben so sehr die Steigerung der Bildung und aller geistigen Fähigkeiten. St. Simon glaubte, daß die beiden Zwecke eines Menschheitsbundes, nämlich Pflege der geistigen Bildung und Sorge für die ärmste und zahlreichste Classe der Menschen, während der vergangenen Weltperiode wären von der katholischen Kirche als das Ziel ihrer Existenz richtig erkannt und bis zu einem gewissen Punkte auch kräftig angestrebt worden, aber nur bis zur Zeit ihres Verfalls im 18ten Jahrh., von wo an sie, uneingedenk ihrer ursprünglichen Bestimmung, anstatt nach wie vor die Sache der Völker gegen die Gewalthaber zu führen, sich mit den Gewalthabern gegen die Völker verbündet hätte. Der Reutonsche Rath oder Menschheitsbund sollte daher nun auf den Posten der ihrer Mission untreu gewordenen Kirche treten, nicht nur zum Zweck einer Beschützung der Armen, sondern noch viel mehr zum Zweck einer Befreiung der Wissenschaft aus der Sklaverei ihrer nothwendigen Rücksichten gegen die Gewalthaber. Die Wissenschaft sollte nicht nur mit neuen größeren Impulsen zum Fortschreiten versehen, sondern auch aus ihrer gegenwärtigen schiefen Lage emporgerückt, und in eine Stellung gebracht werden, worin sie alle ihre Bewegungen, die sich auf das Besserwerden der socialen Verhältnisse (die politischen mit eingeschlossen) beziehen, frei und rücksichtslos vollziehen könne. Obgleich er nicht selbst Gelehrter war (vielleicht auch eben darum um so mehr, weil er es nicht war), erkannte er deutlich die heimlich vergiftenden Einflüsse, denen die Wissenschaft durch ihre gegenwärtige Lage unaufhörlich ausgesetzt ist, und sann daher auf Mittel, diesen Einhalt zu thun. Daher ist Empföheit gegen geistige Interessen ein Vorwurf, welchen man diesem Manne nicht mit Recht machen kann. Der Fehler St. Simon's war vielmehr, daß er die Wissenschaft nicht nur zur organisirenden Lebenskraft erheben, sondern sie zugleich auch mit Regierungssorgen belasten wollte, die ihr ganz und gar nicht zukommen.

Das socialistische Organ, wie wir es denken, würde die Wissenschaft zu einer fortschreitend organistrenten Lebenskraft erheben, ohne ihr irgend ein anderes Regierungsgeheißt zuzumuthen, als die Sorge für das Gedeihen ihres eigenen Haushalts. Das Leben nach den Forderungen der Wissenschaft einzurichten, dieser Endzweck würde den neuen Haushalt mit religiösem Eifer beselen, würde die organistrende Triebkraft desselben sein. Er könnte daher nur solche Glieder in seine engere Mitte aufnehmen, welche ihr Leben der praktischen Wissenschaft, der thatkräftigen Philosophie gänzlich zu opfern, das heiße Verlangen trügen. Insofern nun würde man unsere Phalansternen vorzugsweise als philosophische Anstalten zu betrachten haben, nicht um dort Philosophie zu lehren, — denn dazu ist auf den Kathedern der Staatsanstalten ein viel besserer Platz, — sondern um die Philosophie zu leben, d.h. ein solches sociales Leben zu beginnen, wie es aus den rücksichtslos durchgeführten Grundsätzen einer philosophischen Ethik fließen würde. Wie viele im gewöhnlichen Leben auf überflüssigen Kleiderluxus, auf sogenannte Vergnügungen, die Niemandem wahre Freude bringen, auf hundert Mötria aus Anstand und falscher Sitte zu verschwendende Summen könnten hier für höhere Zwecke erspart werden! Wie viel Arbeitskraft, gute Laune und Ruhe für höhere Beschäftigungen würde gewonnen werden? Welch stolzes Gefühl der Menschheit würde in denen aufgehen, welche nichts mehr um des Scheines und Glanzes, nur noch Alles um wirklicher Zwecke willen thäten! welche in dem Bewußtsein, daß ihr eigenes Leben das geistige Grundcapital der Zukunft sei, nach keinem anderen Zwecke streben, als nur dasselbe zur größtmöglichen Wirkung für die Interessen der Menschheit zu verwerthen!

Stellen wir uns einen Augenblick vor, eine solche Colonie sei gegründet, und stehe bereits als eine Anzahl von selbstständigen und unter einander durch freundschaftlichen Verkehr verbundenen Familienhäusern auf völlig freien Füßen, so erhöhe sich die Frage, welche die Elemente des Lebens sein würden, denen sie zu ihrer eigenen Vergrößerung einen Platz bei sich vergönnte, denen sie Zuflucht, Schutz und Theilnahme an ihren eigenen Angelegenheiten verstattete. Ohne Zweifel würden hier drei verschiedene Kategorien entstehen, welche man um der Ordnung des Ganzen willen genau von einander gesondert halten müßte, nämlich thätige Familienglieder im engsten Sinn, Hülfsuchende und Freunde. Ueber die Anwerbung neuer Familienglieder im engsten Sinn oder die Einverleibung neuer Familien in das thätige Hauswesen ließe sich eben so wenig irgend eine Richtschnur feststellen, als z.B. über die Vergrößerung einer einzelnen Familie durch Vermählung ihrer Söhne und Töchter, oder durch Adoption neuer Kinder. Denn die Aufnahme einer neuen Familie in den engeren

Nerus hätte völlig die Bedeutung einer Adoption oder geistigen Vermählung, und die patriarchalische Sitte eines Familienrathes der Aeltesten würde hier in zweifelhaften Fällen den Ausschlag geben. Ein ganz anderes Verhältniß träte natürlich ein gegen die Hülfsuchenden. Diese kämen nicht, um die Wohlthaten der Anstalt zu vermehren, sondern um dieselben zu empfangen, nicht aus Eifer am uneigennütigen Thun, sondern aus Noth herbei. Sie würden daher die Stellung als bloß gehorchende Mitglieder der Colonie gewinnen.

Auf diese Art könnte hier jederzeit das wirkliche Elend eine Zuflucht, der Heimathlose ein Obdach, der Arbeitlose eine Beschäftigung, der Nackte ein Kleid, der Hungerige Speise und Trank empfangen, freilich dies Alles durch eine freiwillige Hingabe zwar nicht ihrer Freiheit, aber doch ihrer Selbstständigkeit. Die Sache würde eine große Aehnlichkeit mit einem Verdingen der Diensthoten an Herrschaften gewinnen, nur mit dem Unterschied, daß die Herrschaften die Knechte unterhalten um der Arbeit willen, welche verrichtet werden soll, das sociale Organ aber für immer neue Arbeit sorgt um der Knechte willen, welche sich durch sie ernähren mögen, und deren keinen jemals von sich zu weisen, ihr Grundsatz ist. Aber eben weil die Menschenliebe geböte, von dieser Seite dem Institut nicht die geringste Schranke zu setzen, so würde gegen die Väter des Hauses nicht nur das Verhältniß unbedingten Gehorsams eintreten müssen, sondern auch von Seiten der Väter eine strenge Sittenzucht gegen die Knechte als gegen Kinder und Zöglinge des großen Hauses gehandhabt werden dürfen. Dieses würde am leichtesten dadurch geschehen, daß man die unsittlichen Elemente, sobald sie für das Hauswesen gefährlich zu werden anfangen, immer auf der Stelle ausschiede, die sittlichen Arbeiter aber stufenweise zu sich heranzöge bis zu einer förmlichen Adoption zu Gliedern der engeren Familie impor, welche man sich immer als einen besonders festlichen Akt von der Art einer Vermählungsfeier zu denken haben würde. Auf ganz eigenthümliche Art würde sich drittens das Verhältniß der Familienglieder zu den Freunden gestalten, d. i. zu denjenigen Familien oder Personen, die nicht als hülfsuchende erschienen, sondern sich aus Freundschaft, aus Neigung zu einem stillen und doch gefelligen Leben, vorzüglich aber aus reinem Interesse an den wissenschaftlichen Zwecken der Colonie derselben anschließen. Da sie nicht erst ihre Lebensnothwendigkeit aus dem allgemeinen Haushalt zu empfangen hätten, sondern ihr Vermögen und ihren Wohlstand mit hinzubrachten, so würde auch ihr Güterbesitz entweder gar nicht oder doch nur sehr bedingterweise in die Gütergemeinschaft der Colonie einschmelzen. Dagegen würden sie an allen Ausübungen der allgemeinen Sitte, so wie auch an den allgemeinen Pflichten jedes Einzelnen für die Zwecke des Ganzen mit Theil nehmen. Gerade diese dritte

Kategorie der Freunde würde wahrscheinlich für die geistige Blüthe der Anstalt die allergrößte Bedeutung gewinnen. In den Freunden ruhet der geistige, so wie in den Hilfesuchenden der materielle Schwerpunkt des Ganzen. Auf die Institution der Freunde käme es hauptsächlich an, ob die Colonie zum Standpunkte eines bloßen Malantereos herabsinken, oder sich zum Mittelpunkte geistiger Bestrebungen empor schwingen möge. — Denn da die Freunde, obwohl zum großen Hauswesen gehörig, doch nicht völlig so tief in dasselbe eingesenkt und gleichsam verloren ständen, als die engen Familienglieder, so würden sie auch leichter zu einem freien Ueberblick und Urtheil über das Ganze und besonders die Seiten desselben gelangen, von denen dasselbe einer Verbesserung fähig wäre. Ginge das alte Hauswesen nicht auf Verbesserungspläne ein (was natürlich ganz nur in seinem Belieben stünde), so würden unternehmungslustige Familien, welche dem alten Hauswesen bisher als Freunde angeschlossen lebten, auf eigene Hand sich zu einem Wesen nach neu erdachtem Plan zusammenschließen, jedoch auch so noch mit dem alten Stammhause in freundschaftlichem Verkehr bleiben. Auf diese Art würde das Menschenleben durch ein stets fortschreitendes wissenschaftliches Experimentiren an sich selber zu einer freien Fülle und Blüthe gelangen, welche ihm bisher unbekannt war. Von den besondern wissenschaftlichen Anstalten, Volksschulen, Bibliotheken, Laboratorien, Sternwarten, Cabinetten u. dgl. reden wir nicht. Denn diese folgen ja dem mit Bildung gepaarten Reichthum überall von selbst auf dem Fuße nach.

Gesetzt nun aber den Fall, die Sache würde mächtig, griffe um sich, würde dann nicht doch ein starker politischer Hebel aus ihr werden? Ohne Zweifel. Denn wer die Nackten und Hülflosen rettet, den werden sie freilich lieben. Lieben sie doch schon sogar den, der es bloß gut mit ihnen meint. Dennoch dürfen wir uns dadurch nicht verleiten lassen, ein Haar breit von der Forderung abzuweichen, daß die politische und socialistische Sphäre niemals in einander zu mischen seien. Die Tendenz, die Despotie im Staate an sich zu reißen, würde einer Verpestung des patriarchalischen Geistes der Familienhäuser gleich zu achten sein. Sie würden auch, da zwischen ihnen weder Ueber- noch Unterordnung, sondern nur freie Freundschaft ist, wie zwischen verwandten Familien, darüber sogleich in Eifersucht, Zwiespalt, Auflösung gerathen. Dagegen würde eine andere Art von politischer Autorität ihnen wohl nicht vorzuenthalten sein, eine Autorität, wie sie dem sittlichen Menschen eine der höchsten Befriedigungen gewährt, und welche der Philosoph gewiß nicht mit einer Herrscher-gewalt würde vertauschen mögen, die Autorität, als ein ansehnlicher und Achtung gebietender Haufen freier und unabhängiger Staatsbürger im eminentesten Sinne des Wortes anerkannt, und als solcher in öffent-

lichen und das Gemeinwohl betreffenden Angelegenheiten vom Volke zu Rathe gezogen zu werden. • Was die Phalansterien sagen, darauf würde immer ein um so größeres Gewicht gelegt werden, je klarer es an den Tag träte, daß sie von den aller Herrschbegierde entgegengesetzten Motiven einzig befeht und geleitet wären. Wie weit aber eine auf bloße Achtung basirte und durch keine äußerliche Macht gestützte Autorität reichen könne, das lehren als Beispiel die Drakel im Alterthum, die Kirche im Mittelalter, und in unserer Zeit die Spruchcollegien der juristischen Fakultäten. Die Phalansterien würden einer zukünftigen Menschheit als Musterwirthschaften der Liebe, Zufriedenheit und Humanität erscheinen, und mit den Banden des Herzens, den Banden inniger Freundschaft und Zuneigung die Gemüther der Menschen vertrauensvoll sich verbinden. Es würden sich in ihnen Zufluchtsstätten des Friedens und Glücks auf Erden gründen, bei denen nicht nur das leibliche, sondern auch die geistig geängstigte Seele Rath und Hülfe fände. • Werden unparteiische und zuverlässige Gewisssrärthe gefunden sein bei jedem Hader und Zwist auf Erden, deren Urtheil man sich darum gern unterwürfe, weil Man etwas anderes als seines gleichen in ihnen sehen dürfe, weil weder Scepter noch Schwert in ihrer Hand erglänzte.

St. Simon beging den Fehler, die Mitglieder des Neutenarischen Collegiums als vom Volke Gewählte und befehlte Männer in eine von außen her abhängige Stellung zu bringen. Noch größer ist der Fehler, in welchem J. N. Wagner dadurch verfiel, daß er dem socialistischen Collegium die Leitung der Staatsangelegenheiten geradenwegs in die Hände zu legen sich bereit zeigte. Wagner wollte ihnen hiermit ganz die Stellung vindiciren, welche im Anfange der Weltgeschichte die Priestercollegien besaßen. Dies ist zu viel. Es würde die Menschheit auf's neue in den alten geschichtlichen Prozeß stürzen, aus dessen Strudeln sie eben erst im Begriffe steht sich zu retten und zu befreien. Es ist derselbe Fehler, welchen auch Plato in seiner Republik sich zu Schulden kommen ließ. Denn auch bei Plato ist das socialistische Organ der Gewaltherrscher im Staat. An dieser Stelle ist daher Krause's in so fern ehrenvoll zu gedenken, als er die Nothwendigkeit einer völlig freien Stellung des Menschheitsbundes (so heißt bei ihm das socialistische Organ) bereits richtig auffasste. Denn er behutete ihn eben so sehr vor einer Abhängigkeit von Wahl und Befehl, als vor der eben so schlimmen Lage einer politischen Herrschaft. Er sah wohl ein, daß das erstere einer Sklaverei, das letztere einer Usurpation gleich kommen würde. Dafür aber wird der Krausische Menschheitsbund von einem Mangel anderer Art gedrückt. Er ist bloß eine zu menschheitlichen Zwecken in bestimmten Zeiten an bestimmten Orten beratthende Gesellschaft von Menschen, welche nebenbei in allen übrigen heterogenen Stellungen und Beschäftigungen verharren. Hat der Menschheitsbund

aber keinen compakteren Zusammenhalt als diesen, so wird er nur wenig mehr vermögen, als einen guten aber kraftlosen Willen zu socialistischen Zwecken rege zu erhalten, womit zwar etwas, aber noch nicht viel gewonnen ist. Alles dieses quälenden Unbehagens werden wir los und ledig, sobald wir uns die erste Gestaltung des socialistischen Organs, gleichsam seine Probeform, angeknüpft denken an die einzige unter den bisher bewährten praktischen Formen, die es dafür gibt, nämlich an die der Brüdergemeinden. Damit soll nicht gesagt sein, daß die Idee bei dieser ersten Form immer müsse stehen bleiben. Sie würde dies von selbst schon nicht thun, sobald nur erst einmal ihr Incarnationsprozeß wirklich begonnen hätte, sobald es sich in die Augen springend aller Welt zeigte, daß ein neuer Kern der Menschheitsbildung wirklich vorhanden ist, um eine socialistische Wirksamkeit daraus erzeugen zu können. Ein bloßes materielles Bedürfniß nach gegenseitiger Hülfe und Association thut's freilich nicht. Dasselbe ist in seinen Früchten kalt und todt. Es bedarf eines geistigen Kerns, welcher so lebendig und warm in die Zukunft hinein wächst, daß das ganze keineswegs geringe materielle Triebwerk, welches er in Bewegung setzt, immer nur als Mittel, niemals als Zweck erscheint.

Ist denn aber ein solcher der Zukunft angehöriger Kern neuen Menschentums vorhanden in den Ideen unserer Philosophie? Ohne Zweifel. Zwar ist von wirklichen Versuchen dieser Art unter uns bisher noch gar nicht die Rede gewesen, und selbst die ganz vagen Vorstellungen von der Möglichkeit eines philosophischen Menschheitsbundes waren überaus sparsam vorhanden. Aber es liegt in der Natur der Sache, daß solche Wünsche und Bestrebungen in der Philosophie erst dann häufiger auftauchen können, wenn die Philosophie über den Anfangs unvermeidlichen Haberdubloser Schulstreitigkeiten hinauskommt, und neben denjenigen Richtungen, welche in letzterer Beziehung den größten Glanz entfalteteten und dadurch fast ganz allein bemerkt wurden, auch diejenigen Richtungen immer mehr hervortreten, deren Grundbestreben es ist, die Praxis durch die Theorie zu befruchten, die Philosophie selbst praktisch zu leben, und nicht sowohl die Schule und das Katheder, als das tägliche Leben in Familie und Umgang, in Lebensart und Sitte, in politischer und religiöser Haltung mit ihr zu durchdringen. Alle die, welche vornehmlich dieses Bestreben haben, finden in der Vergangenheit keinen stärkeren Einigungspunkt, als Johann Gottlieb Fichte. Unser Zeitalter steht diesem Manne noch zu nahe, um die Klust in ihrer wahren Größe zu ermessen, welche ist zwischen der durch ihn entzündeten ethischen Idee und dem meisten anderen, was bis dahin für groß und gut gegolten hatte auf Erden. Nur in seinem Namen könnte es geschehen, daß in Zukunft socialistische Organe der Menschheit mit Erfolg zu arbeiten sich entschlossen. Auch Fichte selbst hat

die Idee eines socialistischen Organs aufgestellt. Wir haben sie aber im Vorigen mit Fleiß übergangen, weil sie nicht völlig in die Reihen der übrigen gehört. Sie ist die Idee einer höchsten wissenschaftlichen Anstalt, welche, sobald das Menschenleben dazu reif ist, durch bloße Ueberzeugung statt durch Gewalt beherrscht zu werden, anstatt des Staates an die Spitze der menschlichen Angelegenheiten tritt. Diese Anstalt heißt die Volksschule. Sie regelt die Verhältnisse der Menschen, sie vertheilt die Arbeiten nach Fähigkeit und Zweckmäßigkeit, und zwar Alles dieses in der Art, daß ihren Anordnungen nicht durch Zwang, sondern aus reiner Ueberzeugung und von der Richtigkeit derselben unbedingte Folge geschieht. Da nun ein solcher Zustand der Intelligenz nicht der der Gegenwart ist, und auch von Fichte selbst in eine noch ferne Zukunft verlegt wird als ein bloßes Bild der Ermuthigung für das gegenwärtige Geschlecht, so darf man diese Idee auch nicht mit denen in eine Linie stellen, welche wie die Ideen Et. Simon's und der übrigen Socialisten, auf ein Menschengeschlecht berechnet sind, dessen Intelligenzzustand dem gegenwärtigen entspricht. Denn das steht fest, daß das gegenwärtige Geschlecht noch ein solches ist und auf lange hin sein wird, welches nicht nur durch politische Gewalt beherrschbar ist, sondern sich auch darin glücklich fühlt, durch politische Gewalt beherrscht zu werden. So lange ein solches Gefühl aber herrscht, so lange ist an ein Handeln der Mehrzahl aus Ueberzeugung und um der Ueberzeugung willen nicht zu denken, so lange darf also die Fichtische Idee auch nur als das angesehen werden, als was sie von ihrem Urheber hingestellt wurde, als eine regulative Idee des denkbar höchsten menschheitlichen Zustandes unter Bedingungen, welche zu realisiren nicht in des Menschen Macht steht, aber als eine Idee, deren Durchdenkung selbst schon für das Bewußtsein eine Stärkung und Ermunterung mit sich bringt. Diese Idee wird verhallen und verrauschen, wie der Traum eines Schwärmers, wenn die Menschheit in Ewigkeit fortfährt, auf politischen Wegen ein Glück zu suchen, was schlechterdings nicht auf ihnen zu finden ist; sie wird hingegen zu einer Leuchte auf den Wegen der Vorsehung werden, wenn sie als Regulativ einer besonnenen socialistischen Thätigkeit ergriffen, und in den praktischen Nutzen verwandt wird. Dies eben würde durch solche nach Art der Brüdergemeinden organisirte socialistische Colonien am erfolgreichsten geschehen. Denn der freie Gehorsam ohne allen Staatszwang, welchen Fichte als eine bloße Idee ferner Zukunft setzte, begönne hier in der That im Kleinen auf der Stelle, nämlich im Verhältniß des engeren Familienhauses gegen die Arbeiter-Phalanx der Hülfsjüngenden einerseits, gegen die Häuser der Freunde andererseits. Nirgends wäre hier einseitiges Befehlen und Gehorchen, überall freundschaftliche und hülfreiche Wechselwirkung. Hier wirkten nur ethische Anziehungskräfte, und es würde in diesem Bereiche keinem Einzelnen von

außenher irgend ein Lebensgesetz aufgenöthigt, das er nicht aus selbst-eigener freier Wahl ergriffen hätte, und dem er sich nicht auch nach Belieben auf's neue entziehen könnte, sobald es anfüge, ihm läßig oder gar unerträglich zu werden.

Su dem hier ausgesprochenen Sinn, und nur in ihm, wünsche ich, daß eine Stelle in meiner genetischen Geschichte der Philosophie seit Kant verstanden werde, welche in ihrer apheristischen Gestalt vieldeutig, und daher bei Männern, an deren Achtung mir gelegen ist, Anstoß erregt zu haben scheint. Sie lautet: „Nicht eher ist an eine Verbreitung des wahren Socialismus auf Erden zu denken, als bis entweder Herrenhut philosophirt, oder die Philosophie mit schärfer und energischer Ergreifung des ascetischen Standpunktes der Transcendenz die menschlichen Geschicke in die Hand nimmt.“



Transatlantische Vergleiche.

Es gibt einen dreifachen Maasstab zur Beurtheilung amerikanischer Zustände, nämlich, den ausschließlich realistischen, der sich nur auf die vorliegenden Thatsachen basset, den expectativen, mit welchem man Amerika in Bezug auf seine Fähigkeiten, seine Entwicklung, seine Zukunft, seine historische Bestimmung beurtheilt, und den vergleichenden Maasstab, den man zwischen den hiesigen und europäischen Verhältnissen anlegt. Wir haben schon früher darauf hingedeutet, daß das ausschließlich realistische Urtheil leicht in Gefahr kommt, ungerecht und einseitig zu werden, denn Amerika ist vorzugsweise das Land der Entwicklung, des Werdens, und kann in vie'len wichtigen Beziehungen nur im Hinblick auf die Zukunft verstanden werden. Auf der andern Seite ist es auch sehr bedenklich, die gegenwärtigen Zustände dieses Landes mit seiner historischen Mission, mit der großen Aufgabe, welche den Ver. Staaten von der Weltgeschichte anvertraut ist, zu vergleichen, denn man findet im Mißverhältniß zwischen dem, was ist, und dem, was entstehen soll, daß wir an der Zukunft Amerika's überhaupt zweifeln können. Der dritte Maasstab endlich, der aus natürlichen Gründen grade dem Einwanderer am nächsten liegt, nämlich eine Vergleichung zwischen amerikanischen und europäischen Zuständen und Sitten anzustellen, ist auch sehr der Gefahr ausgesetzt, von der strengen Wahrheit abzuleiten; Diesem ist hier Alles schlecht, weil ihn die Macht der Gewohnheit und die Erinnerung an das freundliche Dasein in der alten Heimath gegen die hiesigen Verhältnisse unfreundlich und unempfindlich

macht; Jenem gefällt hier Alles, weil der Druck und die Verfolgungen, welche er drüben auszuweichen hatte, ihm dem Reiz der Freiheit trotz aller Widerwärtigkeiten und Verunstaltungen zum lebhaftesten Bewußtsein bringen. Und dann dürfen wir uns nicht schämen, einzugesehen, daß der größte Theil der Urtheile über Amerika, die wir unter der eingewanderten Bevölkerung finden, auf Rechnung der persönlichen Verhältnisse der Individuen zu setzen sind; geht es den Leuten in ihren materiellen und anderweitigen Verhältnissen gut, so loben sie das Land und schreiben die übertriebensten Briefe in die alte Heimath; geht es ihnen schlecht, werden sie betrogen, von Krankheiten überfallen zc. so verschreiben sie das Land als eine Mördergrube. Grade auf Rechnung dieses letzteren Umstandes ist wohl zu setzen, daß in Europa und namentlich in Deutschland, das doch von fünf Millionen seiner Kinder in Amerika vertreten ist, die unrichtigsten Vorstellungen über Amerika verbreitet sind, und dort so viele und verschiedenartige Urtheile über die neue Welt verbreitet werden, daß der deutsche Spießbürger am Ende Recht hat, wenn er gar nichts mehr von Amerika hören und glauben will.

In neuerer Zeit sind noch besondere Umstände hinzugekommen, um Amerika bei den Europäern, und namentlich den Deutschen in ein schlechtes Licht zu stellen. Die verunglückte Revolution der letzten Jahre brachte eine sehr starke Emigration herüber, und zwar nicht eine Emigration, die sich, wie die früher, gleich in den Urwald oder die Grocerie vergrub, und jeglichen Gedanken an die Heimath aufgab, sondern die immer noch Beziehungen zur alten Heimath aufrecht hielt, und einen Verkehr der Ideen zwischen hier und drüben vermittelte. Die Auswanderung, früher von den Regierungen, wenn auch nicht begünstigt, so doch geduldet, wurde denselben Regierungen mit der Zeit gefährlich, namentlich seitdem auch der wohlhabende Mittelstand sich daran theilhaftigte. Bei der vollständigen Abhängigkeit der Presse von den Regierungen war es natürlich, daß diese sich auch darin gefiel, ungunstige Ansichten über Amerika und die republikanische Staatseform zu verbreiten, besonders, nachdem zwei Ereignisse diese Ansichten wirksam unterstützten, nämlich die Know-Nothing Bewegung und die Theuerung. Wenn die auffallende Abnahme der Einwanderung, die sich in dem vorigen Jahre geltend machte, auch nicht allein diesen Umständen zuzuschreiben ist, so trägt doch die Presse, nicht nur die deutsche, sondern auch die amerikanische einen großen Theil der Schuld daran. Auch in der deutsch-amerikanischen Presse ist eine große Versäumntheit und Unzufriedenheit mit den hiesigen Zuständen vorherrschend, und fürwahr, es sind genug Veranlassungen zu einer solchen Versäumntheit vorhanden. Die Reaktion macht in allen Verhältnissen des Lebens hier Fortschritte, und wenn man bedenkt, was Amerika sein sollte, und was es ist, so können wir allerdings nur jähren und klagen.

Aber wir glauben, daß nur derjenige ein Recht hat, mit dem Gange der amerikanischen Verhältnisse unzufrieden zu sein, der die Bedeutung dieser großen Republik vollständig erkennt und an der Lösung ihrer Aufgabe mitzuhelfen versucht. Nur im Lichte der republikanischen Ideen werden uns die Schattenseiten des amerikanischen Lebens deutlich. Die gerechteste und schärfste Kritik des heutigen Amerika ist die Erinnerung an die Tugenden der „Väter der Republik“, und die Erkenntniß der großen historischen Mission dieses Landes. Nur im Namen der ewigen Menschenrechte, der wahren Volksouveränität und der Menschlichkeit, nur auf der Höhe der Cultur dieses Jahrhunderts stehend, ist man berechtigt, eine Kritik über die hiesigen Zustände ergehen zu lassen, welche jetzt meistens von solchen gehandhabt wird, die sich um ihre persönlichen Interessen und nicht um allgemeine Ideen kümmern.

Sa, wenn wir Amerika mit sich selbst vergleichen, und in seiner weltgeschichtlichen Rolle auffassen, dann finden wir oft Gelegenheit, uns mit Unwillen und Verachtung von seinen Männern und Zuständen abzuwenden. Aber wenn wir als Folie die europäischen Verhältnisse annehmen, dann werden wir vielfache Gelegenheit zu billigen und zufriedenen Äußerungen finden, und zu Vergleichen europäischer und amerikanischer Zustände, die zum Vortheile der letzteren ausfallen.

Allerdings, das amerikanische Leben hat für uns viele unangenehme Seiten, gegen die wir jeden Augenblick anstoßen, und die uns fortwährend empfindlich berühren. Die Fehler in den bestehenden Zuständen, die Krankheiten des socialen und politischen Lebens, die in Europa wenigstens für die sogenannten „gebildeten Stände“ verdeckt und gemildert sind, treten uns hier in einer unangenehmen Deffentlichkeit entgegen. Wir haben in Amerika jeden Augenblick Gelegenheit, das Volk bis in seine tiefsten Schichten hinunter zu beobachten, und da finden wir allerdings Manches, was uns verlezt und anstößig ist. Wir dürfen es übrigens nicht für einen Vortheil halten, daß uns in Deutschland diese Gelegenheit fehlt; der fürchterliche Druck, der dort auf den Massen des Volkes liegt, zeigt am Ende eine noch größere Demoralisation an, als das amerikanische Noydiethum mit seinen Wahltricks und Excessen. Die sogenannte „Gesellschaft“ in Europa ist eine Schicht der Bevölkerung, welche über den Arbeitern und Ackerbauern, über der ganzen Masse des Volkes erhaben ist; hier in Amerika aber ist der Begriff der Gesellschaft und des Volkes identisch, und einzelne Bestrebungen der Stockisch- und Krämer-Aristokratie der großen Städte, sich über die Masse des Volkes zu erheben, erweisen sich als lächerliche Farcen. Wir müssen hier das Volk nehmen, wie es ist, mit allen seinen Schwächen und Fehlern, während wir in Europa diesen Schwächen und Fehlern oft aus dem Wege gehen können. Ein republikanisches Volk bewohnt ein gläsernes Haus, das ten Augen

der Welt offen steht, und dessen geheimste Winkel die öffentliche Neugier durchspüren kann; die Völker Europa's leben aber noch hinter den steiner-
nen Bollwerken und in den finstern Kasematten des Mittelalters, von
woher die Thränen und Flüche der Unglücklichen nicht an unser Ohr
dringen. Wo nur irgend ein Unrecht und eine Gewaltthätigkeit in Ame-
rika geschieht, da leitet die Presse die große Glocke, um auf dieses Unrecht
— oft in übertriebener Weise — aufmerksam zu machen; die Schwächen
und Fehler der Parteien, die unrechtmäßigen Handlungen der öffentlichen
Beamten, werden von den Blättern der Gegenpartei schonungslos kritisiert;
kein Wunder, daß die Zeitungen jeden Tag voll sind von Beschuldig-
ungen und Vorwürfen. Aber drüben, wo die Zeitungen sich in Lobhude-
leien über die Regierungen ergehen, drüben dürfte eine wirklich freie
Presse noch mehr zu tadeln haben, wie hier.

Der größte und auffallendste Fehler, den wir in den amerikanischen
Verhältnissen finden, ist die allgemein verbreitete Geldgier und die daraus
hervorgehende Corruption, welche die ganze Politik und das ganze Partei-
wesen durchfressen hat. Man kann den Umfang und die Bedeutung dieser
Corruption nicht groß genug anschlagen; sie wohnt nicht nur im Capitele,
nicht nur im Forum und auf der Gerichtsbank, sondern dringt bis in das
Innere des Familienlebens. Aber vielleicht bemerken wir in Deutschland
die Corruption nur deshalb nicht in demselben Umfange, wie hier, weil
sie systematisch organisiert und mit gesetzlichen Schutzmitteln umgeben ist.
Die Millionen, welche die Fürsten, die Aristokraten, die Beamten dort
aus dem Volke herauspressen, lassen die Summen, welche hier z. B.
Zustimmungsofficer und Indianer-Agenten stehlen, weit hinter sich zurück.
Wenn hier einmal ein Mann, wie Sawyer oder Manchester einige hundert
Tausend Dollars stiehlt, so ist viel Geschrei darüber; aber passieren in
Deutschland nicht tausendmal schlimmere Dinge. Wir wollen nur ein
einziges Beispiel erwähnen. Als 1813 das revolutionäre Volk „vor den
Thronen stehen blieb“, suchte man, wie in mehreren deutschen Staaten,
so auch in Nassau die Finanzverhältnisse des Staates zu regeln, und die
übermäßige Verschwendung des regierenden Hauses zu hindern. Der
Staat setzte also dem Herzoge eine feste und ziemlich hohe Civilliste, —
wenn wir nicht irren 300,000 Gulden jährlich — aus, und übernahm da-
für das Eigenthum und die Verwaltung der Forsten und Domänen. In
den Zeiten der Coutrerevolution aber zog der Herzog das Eigenthum der
Forsten und Domänen wieder an sich, aber bezog die Civilliste nach wie
vor. Solche Sachen, die hundert und tausendmal in den letzten Jahren
passirt sind, lassen doch alle Schwindeleien in Amerika weit hinter sich.
Die württembergischen Adligen verlangten Ueß ein Entschädigungssum-
men von fünf Millionen Gulden für ihre in der Revolution verloren (?)
gegangenen Privilegien; dies ist doch ein Schwindel, der den verächtlich-

ten Gardiner-Schwindel in Amerika bei Weitem überbietet. Fürwahr, die Corruption in Amerika reicht noch nicht an die Fußgehden der Corruption, welche in Europa groß geworden ist. Um dies recht lebhaft einzusehen, muß man nur einen Blick nach Frankreich werfen. Dieses ganze Land ist in den Händen einer Clique von Industrie-Rittern, falschen Spielern, Parvenüs und Geldjuden, die sich mit dem Elend des Volkes bereichern. Morny, der Vertraute des Kaisers und Spießgeselle der Dezenbernacht, war vor dem Dezember bankrott, und heute gibt man sein Vermögen auf 15 Millionen an, eine Schätzung, die gewiß noch hinter der Wirklichkeit zurückbleibt. Was soll man dagegen von den 60,000 Dollars sagen, die Webster von der Wall-Street in New-York für das Sklavenauslieferungsgesetz erhalten haben soll? Es mag sein, daß die Corruption in Amerika verbreiteter ist, als in Europa, aber es ist gewiß, daß sie drüben in zehn mal größerem Umfange ausgeübt wird, wie hier; die Corruption beschränkt sich in Amerika auf die untergeordneten Sphären; sie ist noch nicht in das weiße Haus gedrungen; keiner der Präsidenten hat bis jetzt noch den Verdacht der Bestechlichkeit auf sich gezogen. Aber in Europa sitzt die schamloseste Corruption auf dem Throne, und die politischen Ereignisse werden von denen, welche sie machen und leiten, zu Börsengeschäften benutzt.

Man spricht so viel davon, welcher einen miserablen Eindruck der jetzige Congress auf das Ausland hervorbringe, und wie sehr die Unfähigkeit desselben, sich zu organisiren, die republikanischen Institutionen Amerika's miscreditiere. Ohne den Congress gegen diesen Vorwurf zu vertheidigen, so glauben wir doch, daß ein Blick auf die preussischen Kammern, auf den französischen Corps législatif, auf das englische Parlament genügt, um uns zu überzeugen, daß kein Volk auf der Erde das Recht hat, in dieser Beziehung sich über die Uinien zu erheben. Selbst 1848, wo die Wahlen im westlichen Europa frei waren, zeigten die gesetzgebenden Versammlungen in Frankfurt, Berlin, Paris so wenig staatsmännisches Talent, politische Entschiedenheit und Erfahrung in Verwaltungssachen, daß in diesen Versammlungen schon der eigentliche Keim der Contrevolution zu suchen ist. England, das am meisten Erfahrung in der parlamentarischen Verwaltung hat, zeigte uns während des Krieges ein erbärmliches Parlament, das ein Spielball in den Händen des perfiden Palmerston ist, und sich mit unerhörter Niederträchtigkeit unter den Befehl Louis Napoleon's stellt.

In der That, wir haben Manches an dem politischen Partewesen in Amerika anzusehen, und tabeln die Dienstbarkeit gegen die Parteien, die Drahtzieherei der Nemerjäger, und alle die Verführungen, welche bei den Wahlen angewendet werden. Aber werden diese Schattenseiten des öffentlichen Lebens in Europa nicht tausendfach überboten? Welch ein

fuechtischer Gehorsam gegen die Gewalthaber herrscht in Paris, in Berlin, in Wien! Welch eine perfide, verrätherische Beamtenschaar herrscht in Frankreich und Deutschland von den Pallästen der Könige herab bis zu den ärmsten Hütten! Sage man nicht, daß dies eine bloße Folge der bestehenden politischen Zustände sei, daß bei einer freien Volkswahl der dienstbare Beamtengeist verschwinden werde. Die Jahre 1848 und 1849 haben uns das Gegentheil gezeigt. Wo nur überhaupt in Deutschland Wahlen durch das Volk vorgenommen werden, z. B. Prediger- und Municipalwahlen, sehen wir sich eine Corruption entwickeln, die jedem demokratischen Caucus Ehre machen würde.

Wie sieht es ferner mit dem Geschäftsleben, mit dem Credit und dem öffentlichen Zutrauen hier und drüben. Amerika ist wegen seiner Bankerotte verschrien, und in der That scheinen die commerziellen Geschäfte in Europa viel solider und sicherer zu sein, wie in Amerika. Aber sehen wir die Sache genauer an, so verschwindet diese Solidität. Ist nicht England, Frankreich, Oesterreich ein permanenter Bankerott? Sind die vielen Millionen Staatsschulden, welche die Basis alles Reichthums und aller Handelsoperationen bilden, nicht eine reine Illusion, welche der erste Tag der Revolution bis in den Grund zerstören wird? Ist der Credit mobilier in Paris und Wien nicht ein reiner Schwindel? Europa sieht am Rande eines allgemeinen Bankerottes; derselbe ist schon thatsächlich vorhanden und braucht nur öffentlich festgestellt zu werden. Wir denken, daß die Aktien der Rondschein-Pacifik-Eisenbahn-Gesellschaft auf die Dauer ebenso viel Sicherheit bieten, wie französische und österreichische Papiere.

Wir haben in Amerika, wie in Europa in der letzten Zeit große politische Umwälzungen gehabt, die einen gemeinsamen reaktionären Charakter trugen. Gewiß ist die Nebraskabill ein Schandfleck in der Geschichte Amerika's und dieses Jahrhunderts überhaupt. In derselben ist eine Fälschung des amerikanischen Staats- und Bundesrechtes, eine direkte Verläugnung der Menschenrechte und der Unabhängigkeits-Erklärung und der Bruch eines feierlichen Vertrages enthalten. Aber wird die Schändlichkeit der Nebraskabill nicht tausendmal überboten durch den Verrath, mit dem Louis Napoleon die französische Republik in der Dagebernacht ermordete? Wird sie nicht zehn tausendmal überboten durch die Reihe von Meineiden, mit welchen der König von Preußen seinen Thron und sein Volk enteehrte? Und wie nahmen die Völker in Europa die öffentliche Ehrlosigkeit hin? Sie beugten sich unter der Herrschaft der Gewalt und jubelten dem Meineid Beifall zu. In Amerika hat doch wenigstens die Nebraskabill überall im Norden die größte Entrüstung hervorgerufen, und bildet jetzt noch den Mittelpunkt der politischen Aufregung und öffent-

lichen Diskussion. Wir sehen an diesem Vergleiche, daß in Amerika doch noch mehr politische Treue und Moralität ist, als in Europa.

Die Presse vergegenwärtigt uns am deutlichsten den Bildungszustand und die Moralität eines Volkes. Wie steht es damit in Amerika, wie drüben? In Amerika wird vielleicht jährlich so viel gedruckt, — wenigstens was die periodische Presse anbetrifft, — wie in der ganzen übrigen Welt zusammen. Und was die Qualität anbetrifft, so hat Europa gerade kein Recht, sich über Amerika besonders zu erheben. Abgesehen von der französischen Presse, die vollständig geknebelt ist, abgesehen von der Presse in Deutschland, die eine Bedientenrolle spielt, hat selbst die englische Presse, welche sich der vollständigsten Freiheit erfreut, weder den Umfang, noch die Wirksamkeit, noch die Reichhaltigkeit der amerikanischen Presse, die freilich zu ihren Hilfsquellen auch den Nachdruck englischer Werke und Zeitschriften zählt. Daß ein Blatt, wie die New-Yorker „Tribune“ 180,000 Abonnenten zählt, dies läßt uns einen Blick in das geistige Leben des amerikanischen Volkes thun. Die „Tribune“ und die „National Era“ sind zwei Blätter, die sich, was Tendenz, Inhalt und Wirksamkeit anbetrifft, getrost jedem Blatte der Welt an die Seite stellen können.

Freilich kann man uns entgegenen, daß eine Parallele zwischen der europäischen und amerikanischen Presse unzulässig und unmaßgeblich sei, weil die europäische, wenigstens die Continental-Presse ihrer Freiheit beraubt ist, was in Amerika höchstens in einzelnen Sklavenstaaten der Fall ist. Aber abgesehen von dem Einwurfe, daß die europäischen Völker selbst verantwortlich sind für den Despotismus, der auf ihnen lastet, — fragen wir, wie stand es in den Jahren 1848 und 1849, als die Presse auch in Europa republikanischer Freiheit genoß? Ganz Deutschland hatte zu jener Zeit kaum drei erträgliche Zeitungen aufzuweisen.

Außerdem kann der Despotismus die Presse wohl einschränken, jedoch derselben nicht ihren Geist und Wis nehmen, wenn davon überhaupt vorhanden ist. Aber ist es nicht ein klägliches Armuthszeugniß für die Bevölkerung unserer größeren Städte, Berlin, Wien, Frankfurt zc., daß sie sich mit Blättern, wie die Bossische Zeitung, das Frankfurter Journal zc. begnügen, mit Blättern von der ordinärsten Haltung und dem schmutzigsten Klatsche?

Diese Bemerkungen beziehen sich allerdings nur auf die periodische Literatur. Die klassische und wissenschaftliche Literatur Deutschlands wird von keinem andern Volke überboten. In Amerika existirt eine solche Literatur noch nicht; dieses Land besitzt von dem ganzen Gebiete der Literatur nur einen Zweig, die Journalistik. Diese ist aber auch um so zahlreicher und besser vertreten. Ueberhaupt finden wir hier, daß die Literatur sich mehr an die Massen wendet, wie drüben; auch in der Literatur ist ein demokratischer Zug. Wir haben schon bei einer früheren Gelegen-

heit darauf aufmerksam gemacht, daß das Maasß der Bildung im westlichen Europa, wie in Amerika ziemlich gleich zu sein scheint, nur mit dem Unterschiede, daß sich die Intelligenz, die sich hier ziemlich unter den Massen verbreitet, in Europa an einzelnen Stellen zusammenhäuft. Amerika hat nicht die großen Centralpunkte der Wissenschaften und Künste, welche Europa besitzt; dafür findet man aber auch in der Werkstätte des Arbeiters, wie im Blochhause des fernsten Westens einen Strahl der Cultur, der dem deutschen und französischen Bauer u. Arbeiter in der Regel ganz fehlt. Der Arbeiter- und besonders der Farmerstand Amerika's zeichnet sich durch Selbstständigkeit, Unabhängigkeit und Bildung vortheilhaft vor der Landbevölkerung Europa's aus; ja, man kann wohl sagen, daß die Landbevölkerung Amerika's an Intelligenz und Freisinnigkeit die Bevölkerung der großen Städte überbietet. In Europa bildet die Landbevölkerung die schwere, plumpe Masse des Volkes, die „rudis indigestaque moles“, welche durch die gewaltsamsten Erschütterungen der öffentlichen Zustände nicht aus der Erstarrung der Gewohnheit herausgerissen werden kann; in Amerika ist dagegen das platte Land der eigentliche Träger der republikanischen Idee und Hebel des Fortschrittes. Dort auf dem Lande rekrutirt sich die politische Reformpartei; dort werden die freisinnigen Zeitungen gehalten; dort wird das Newdieregiment der größeren Städte niedergestimmt. Dieser Landbevölkerung muß Amerika seine Zukunft anvertrauen.

Der oberflächlichen, populären Aufklärung, wie sie durch die periodische Presse vermittelt wird, folgt auch jetzt schon die Wissenschaft; mit ihren gründlichen Leistungen. Das wissenschaftliche Leben ist allerdings in Amerika erst im Entstehen begriffen, aber die Art und Weise dieses Entstehens eröffnet uns eine schöne Aussicht in die Zukunft. Die meisten der wissenschaftlichen Anstalten, deren Ruf schon bis nach Europa gedrungen ist, z. B. die Sternwarte in Albany, N.Y., die Sternwarte in Ann-Arbor, Mich., die medizinische Hochschule in St. Louis etc. sind durch private Mittel, Schenkungen, freiwillige Beiträge etc. gestiftet worden, ein Beweis, welche Achtung vor der Wissenschaft und welche Liberalität manche Amerikaner besitzen. Bei der Opferfähigkeit, welche die Amerikaner bei solchen Gelegenheiten an den Tag legen, läßt sich noch Vieles von der Zukunft erwarten, namentlich, da der Universitätsfond in den westlichen Staaten einen großen Reichthum an Ländereien besitzt, der von Jahr zu Jahr größere Revenüen einträgt. Vergleiche man mit diesem Ansehen der jungen Universitäten Amerika's das Hinsichende und Absterben unserer berühmten Universitäten, die mit allen Mitteln ausgerüstet sind, um eine wahre Heimath der Wissenschaft zu sein, doch nur dazu benutzt werden, Pfaffen und Beamte zu erziehen. Man höre ienen Professor Ringeis in München, wie er bezirrt, daß die Wissenschaft in den Schoosß der katholischen Kirche zurücktreten müsse; man sehe in Berlin den Stahl,

den Keller und die ganze Bande orthodoxer Pietisten; dann wird man wohl kaum mehr Lust haben, sich über den Puritanismus der New-England Akademien lustig zu machen.

Wenn auch die eigentlichen gelehrten Anstalten in Amerika noch in der Kindheit begriffen sind, so steht das Volksschulwesen hier überall in schönster Blüthe. Wenn der Amerikaner auf Etwas stolz sein kann, so sind es seine Freischulen; hier sehen wir die Demokratie, welche in der Politik so oft verstümmelt wird, als eine positive Thatsache, als eine lebendige Offenbarung. Durch das ganze Land hindurch sind Schulen gegründet; von den Pallästen in den Städten bis zum Blockhaus im Urwald finden wir eine rege, unermüdlige Sorge für das Schulwesen, um welches jeder Familienvater sich, wie um sein eigenes Hauswesen kümmert. Und nicht nur, daß das Volksschulwesen jetzt schon trefflich organisiert ist und tüchtige Leistungen hervorbringt, es enthält die Fähigkeit zu einer künftigen Verbesserung und Vervollendung in sich; die Grundlage desselben ist so dauerhaft angelegt, daß man immer weiter darauf bauen kann. Schon spricht man von Schulzwang und anderen Reformen, die gewiß nicht mehr lange Zeit auf sich warten lassen. Das Volksschulwesen ist offenbar der hellste Punkt in den amerikanischen Institutionen.

Freilich, auch in den Volksschulen spuckt noch immer ein religiöser Geist, welcher der wahren Bildung und Aufklärung sich widersetzt. Die Bibel in den Freischulen, dies ist ein Mißbrauch, der mit den constitutionellen Grundsätzen von absoluter Trennung von Staat und Kirche nicht übereinstimmt. Aber verhält es sich in dieser Beziehung in Europa besser? In Frankreich, in Oesterreich stehen die Volksschulen unter der ausschließlichen Direktion der Jesuiten und katholischen Geistlichkeit; selbst in Preußen, in dem Staate, der wegen seiner Erziehungsanstalten berühmt ist, sind die Schulen nach den Confessionen getheilt und stehen unter der Aufsicht der Geistlichkeit.

Freilich, wir hören immer den alten Einwand, daß die europäischen Völker, ihrer Freiheit beraubt, nicht verantwortlich wären für die Mißstände, die sich bei ihnen vorfinden, und daß deshalb eine Vergleichung zwischen europäischen und amerikanischen Zuständen unstatthaft sei. So beruft man sich namentlich, was religiöse Zustände anbetrifft, darauf, daß in Europa das Pfaffenthum, das hier in Amerika durch die freiwillige Unterstützung Privater existirt, durch Bajonnette aufrecht gehalten werden muß. Man sagt, daß im Falle der politischen Freiheit das Pfaffenthum in Europa aufgehört habe, zu existiren, daß die Massen des Volkes zu aufgeklärt seien, um freiwillig noch Kirchen und Priester zu unterstützen. Dies mag, was die größeren Städte Deutschlands u. Frankreichs anbetrifft, wohl im Allgemeinen richtig sein. Aber die Landbevölkerung Europa's

steht noch mitten im Mittelalter drin. Ist, wo der Staat die Religion beschützt und leshet, ist ihre Religiosität eine Sache des Herkommens und der abgestumpften Gewohnheit. Sollte aber eine Katastrophe eintreten und der Staat sich indifferent gegen die Religion verhalten, so würde vielleicht eine ähnliche Veränderung eintreten, wie hier in Amerika mit einem Theile der eingewanderten Katholiken; aus der dumpfen, brutalen Gewohnheit wird ein hartnäckiger, aufgeregter Fanatismus. Dies haben wir vielfach in den letzten Revolutionsjahren gesehen; niemals schürten und wühlten die Pfaffen so sehr, und niemals war ihr Einfluß so bemerkbar, wie damals.

Wir könnten diese Vergleiche noch weiter ausführen, aber das Gesagte wird genügend sein, um unsere Urtheile über amerikanische Zustände vorsichtig und bescheiden zu machen. Wir haben vielleicht nur deshalb so manche Veranlassung mit den amerikanischen Zuständen unzufrieden zu sein, weil hier alle Uebel offen daliegen und der rücksichtslosesten Besprechung unterworfen sind, während in Deutschland und im übrigen Europa jede offene Wunde mit einem erzwungenen Stillschweigen bedeckt ist. Es ist übrigens vorauszusehen, daß von Jahr zu Jahr die großen Unterschiede zwischen europäischer und amerikanischer Civilisation verschwinden werden, -- ob zum Vortheile oder Nachtheile Amerika's das läßt sich schwer voraussagen, -- denn der steigende transatlantische Handelsverkehr wird auch einen Verkehr der Ideen und Sitten erzeugen. Die menschliche Natur ist am Ende dieselbe in Europa, wie in Amerika; wir begegnen hier denselben Leidenschaften und Vorurtheilen, wie drüben, und haben hier ebenso gut Gelegenheit, die Schwächen der Menschen kennen zu lernen, wie in Europa.

In einer Beziehung freilich hält Amerika nicht die Vergleichung mit Europa aus; die Sklaverei ist ein Institut, welches Amerika weit hinter Europa und europäische Civilisation zurücksetzt und dem Europäer das Recht gibt, mit Veringschätzung und Mitleiden auf dieses halbbarbarische Land herabzusehen. Dieses einzige Institut wiegt alle Vortheile auf, welche Amerika vor Europa voraus hat, und läßt es uns Europäern in diesem Lande nicht heimathlich werden. Alle unsere Anschauungen, Gewohnheiten und Neigungen schaudern zurück vor dieser barbarischen Thatsache, gegen die sich gleichgültig oder theilnahmslos zu verhalten, ein vollständiges Aufgeben europäischer Cultur wäre.

Carnot.

(Bearbeitet nach der Gedächtnisrede von François Arago.)
(Fortsetzung)

Carnot's Lobrede auf Vauban. — Seine Streitigkeit mit Herrn von Montalembert.

Hatte etwa Carnot den Beurtheilen des Adels gehu digt? Waren etwa im Jahre 1784 Carnot's Grundsätze so sehr von denjenigen verschieden, die späterhin seine Handlungen leiteten, daß der Beifall der Großen ihm nicht fehlen konnte? Hören Sie, meine Herren, und urtheilen Sie selbst. —

Vauban's Schrift „der königliche Zehnte“, welche unter Ludwig dem Bierzehnten den Verfasser vollständig in Ungnade stürzte, und von der Fontenelle bei der Aufzählung der Werke des berühmten Marschalls nicht einmal den Titel angeführt hat, nannte Carnot eine einfache und bereite Darlegung der Thatsachen, und bezeichnete sie als ein Werk, „in welchem Alles schlagend wirkt durch Genauigkeit und Wahrheit.“ Die Vertheilung der Abgaben in Frankreich erscheint dem jungen Officier barbarisch, noch bartarischer die Art sie zu erheben. Nach seiner Ansicht besteht die wahre Aufgabe der Regierung darin, alle Individuen im Staate zur Arbeit zu verpflichten, und als Mittel zur Erreichung dieses Resultates schlägt er vor (ich führe seine Worte an), die Reichthümer aus denjenigen Ständen, die solche im Ueberflusse besitzen, dahin, wo sie vermist werden, überzuführen. Ohne Rückhalt schließt Carnot dieser Behauptung Vauban's sich an: das Gesetz sollte dies schreckliche Elend der Einen verhindern, sowie den übermäßigen Reichthum der Andern; er wendet sich gegen die gehässige Anhäufung von Privilegien, unter denen die zahlreichsten Klassen der Bevölkerung damals zu leiden hatten, und nachdem er zum Schluß die Menschen überhaupt in zwei Gattungen getheilt hat, die Arbeiter und die Müßigen, sagt er sogar von diesen Letzteren, die man, seiner Meinung nach, bei der Einrichtung der heutigen gesellschaftlichen Zustände ausschließlich berücksichtigt hat, sie beginnen erst mit ihrem Tode nützlich zu werden, denn sie beleben die Erde nur, wenn sie in dieselbe zurückkehren. Solche Kühnheiten, meine Herren, frönte eine Akademie im Jahre 1784; sie gaben Wunsch, den man sicherlich nicht als einen Neuerer im Regierungswesen anlagen wird, diese für den Preisträger so schmeichelhaften Worte ein: „Ihr Styl ist edel und fließend; Ihr Werk, mein Herr, ist wohlgefällig und nützlich;“ dieselben Kühnheiten endlich machten in dem Bruder eines absoluten Königs den Wunsch rege, Carnot, dessen Freund er sich nannte, an Preußen zu fesseln, und erwarben dem jungen Officier das Wohlwollen jenes Prinzen, den Worms und Koblenz, wenige Jahre darauf, an der Spitze der Emigration sahen! Nach solchen

Betrachtungen darf man fernerhin nicht wagen, unsere Revolution vom Jahre 1789 eine Wirkung ohne Ursache zu nennen, ein Meteor, dessen Ankunft Niemand vorauszusehen im Stande war. Die sittlichen Umwälzungen in der Gesellschaft unterliegen dem Gesetze der Stetigkeit; sie entstehen und wachsen, wie Produkte des Bodens, unvermerkt alle Stufen durchlaufend.

Jedes Jahrhundert entwickelt, erörtert und nimmt gewissermaßen in sich auf alle die Wahrheiten oder, wenn man will, die Grundsätze, welche im vorhergehenden Jahrhunderte zuerst entstanden sind; diese Arbeit des Geistes wird von der Menge gewöhnlich nicht bemerkt; wenn aber der Tag der Anwendung kommt, wenn diese Grundsätze handelnd eingreifen und das politische Leben durchbringen wollen, regen sich sogleich die alten Interessen (können sie sich auch zu ihren Gunsten nur auf dies Alter allein berufen): sie leisten Widerstand und kämpfen, und die Gesellschaft wird bis in ihre Grundfesten erschüttert. Diese Schilderung ist vollständig, meine Herren, wenn ich noch hinzufüge, daß in diesen hitzigen Kämpfen die Prinzipien niemals unterliegen.

Wie schon bemerkt, hatte Carnot in seiner Lobrede den technischen Theil von Bauban's Arbeiten kaum berührt; aber in den wenigen darauf bezüglichen Sätzen war es ihm in den Sinn gekommen zu sagen, einige unwissende Leute hätten von der Befestigungskunst eine irrige Vorstellung, indem sie dieselbe auf die Kunst beschränkten, nach mehr oder weniger systematischen Bedingungen auf dem Papiere Linien zu ziehen. Bei der Allgemeinheit, mit der sie ausgesprochen waren, hätte man glauben sollen, diese Worte würden unbeachtet vorübergehen; indessen verlieh ihnen ein unglückliches Zusammentreffen von Umständen eine Wichtigkeit, welche der Urheber weder erwartet noch gar herbeigewünscht hatte. Im Jahre 1783 veröffentlichte ein General der Infanterie, Mitglied unserer Akademie, der Marquis von Montalembert, unter dem Titel „die senkrechte Befestigung“ ein durchaus neues System der Vertheidigung fester Plätze. Das ganze Geniecorps griff dies System auf's Aeufferste an. Der Nachkomme einer hochberühmten Familie, General der französischen Armee und Akademiker, brauchte sicherlich nicht, ohne übertriebene Eitelkeit zu zeigen, sich zu den unwissenden Leuten gezählt zu glauben, von denen der Verfasser der Lobrede im Vorübergehen gesprochen hatte; dennoch bezog Herr von Montalembert hartnäckig diese Worte auf sich, und veranstaltete, um sich zu rächen, eine Ausgabe der Lobrede auf Bauban, mit Bemerkungen, in welchen er Carnot auf's Aeufferste beleidigte und beschimpfte. Der Inhalt dieser Schmähschrift hätte hingereicht, einem jungen Manne tausendmal den Kopf zu verrücken; aber in dieser schwierigen Lage zeigte sich Carnot

schon, wie er späterhin stets gewesen, freimüthig, loyal und unempfindlich gegen unverdiente Beleidigungen.

„Wenn Ihre Vermuthungen gegründet wären, schrieb er seinem bisherigen Gegner, so hätte ich gegen die ersten Pflichten des Anstandes und des Schickslichen verstoßen; ganz besonders hätte ich gegen die unbegrenzte Ehrerbietung gefehlt, welche Soldaten einem ausgezeichneten General schuldig sind: glauben Sie mir, es würde jeder Genoffizier von dem Herrn Marquis von Montalembert mit demselben Vergnügen die Kunst lernen, Städte gut zu befestigen, als vom tapferen d'Essé die Kunst sie gut zu vertheidigen.“

Wie passend und fein die angeführte Stelle gewählt war, kann man erst würdigen, wenn ich bemerke, daß der tapfere d'Essé (der im Jahre 1543, nachdem er länger als drei Monate hindurch heldenmüthigen Widerstand geleistet hatte, die ganze Macht des Kaisers zwang die Belagerung von Landrecies aufzuheben) ein Vorfahre des Herrn von Montalembert war.

Mäßigung und Höflichkeit sind fast untrügliche Mittel des Erfolges gegen Heftigkeit und Beleidigung; häufig muß man sie deswegen in literarischen Kämpfen als ein Resultat der Berechnung betrachten und als einen Beweis der Geschicklichkeit. Doch in Carnot's Briefe konnte man sich über die Aufrichtigkeit der Gesinnung nicht täuschen. „Ihre Arbeit, schrieb er dem Manne, der soeben mit Bitterkeit den Inhalt, den Styl, fast sollte ich sagen, die Interpunktion der Lobrede getadelt hatte, ihre Arbeit ist eine geniale . . . Jetzt da Ihre Kasematten befaßt und erprobt sind, wird die Befestigungskunst ein neues Ansehen gewinnen; sie wird eine ganz neue Kunst werden. Es kann fernerhin nicht mehr gestattet sein, die Einkünfte des Staates auf mittelmäßige Einrichtungen zu verwenden, seitdem Sie uns gelehrt haben, Vorzügliches zu leisten . . . Hat auch das Geniecorps nicht das Glück Sie zu besitzen, so glauben wir uns nichtsdestoweniger berechtigt, Sie zu den berühmtesten Mitgliedern desselben zu zählen. Denn wer unsere Kenntnisse erweitert, und uns neue Mittel an die Hand giebt, für Frankreich nützlich zu wirken, wird unfehlbar unser Genosse, unser Führer, unser Wohlthäter.“ So ungewisshafte, schmeicheln- den Beweisen der Hochachtung vermochte Herr von Montalembert nicht zu widerstehen, und Carnot's Antwort folgte auf der Stelle der unbedingte Widerruf jener unglücklichen Broschüre. Andererseits aber darf man nicht verschweigen, daß die Hochgestellten im Geniecorps über die Lobeserhebungen, welche ein einfacher Hauptmann sich erlauben hatte, Systemen zu ertheilen, die sie aus Machtvollkommenheit abgewiesen hatten, dergestalt erzürnten, daß ein Haftbefehl und die Bastille unserm akade-

mischen Collegen die Ueberzeugung verschafften, wie wenig noch, am Vorabende unserer großen Revolution, die Freiheit der Prüfung, diese kostbare Erwerbung der neueren Philosophie, in die militärischen Sitten eingedrungen war. Eine Strenge dieser Art erscheint selbst dann noch unerklärlich, wenn man den Forderungen des Corpsgeistes und der Empfindlichkeit der Selbstliebe möglichst weite Zugeständnisse macht; hatte sich doch Carnot, sowohl in seiner Lebrede, als in seinem Briefe an Montalambert, als den wärmsten Verteidiger seiner Waffe gezeigt, „deren Beruf es ist, sagte er, Zeit und Leben dem Staate darzubringen.“ Oder hatte Carnot etwa, möchte ich fragen, die Pflichten seiner Stellung verkannt, wenn er sich bei Vergleichung der Dienste eines Truppenbefehlshabers mit denen des Ingenieurs, d. h. die gefährvolle Ehre zufällt, Parallelen zu errichten, Laufgräben anzuordnen oder die Sappeurs zu führen, auf diese edle Weise ausdrückt: „Der Genieoffizier steht allein und schweigend mitten in der Gefahr; dem Tod, den er vor Augen hat, darf er nicht wie ein Held entgegenstürmen: kaltblütig muß er ihn erwarten, und ruhig sieht er ihn kommen; wo die Kriegsblicke zucken, dahin begiebt er sich, nicht um zu handeln, sondern um zu beobachten, nicht um sich zu betäuben, sondern um zu berathen.“

Vielleicht, meine Herren, hätte ich weniger lange bei dieser Episode aus Carnot's Leben verweilt, wenn ich nicht selbst so glücklich gewesen wäre zu erfahren, wie weit hinter uns jene Zeiten liegen: wenn ich nicht selbst, als ich mit unseren berühmten Genieoffizieren einige Kriegsplätze besuchte, gesehen hätte, wie bei Berathungen über etwa anzubringende Verbesserungen, der Unterlieutenant mit Lebhaftigkeit und in voller Freiheit der Ansichten der Generale seine Ideen, seine Betrachtungen, seine Systeme entgegenstellen durfte; wie er sich nur, wenn siegreich widerlegt, fügte, und endlich aus einem solchen belebten Streite nicht hervorging, um die Bastille zu betreten, sondern vielmehr mit neuen Aussichten auf Beförderung.

Sicherlich, meine Herren, würden diejenigen den Muth sinken lassen, denen es Pflicht ist, unanhörlich auf die Verbesserungen zu dringen, welche in unseren gesellschaftlichen Verhältnissen eintreten können, wenn man nicht jede sich darbietende Gelegenheit benützt, öffentlich nachzuweisen, daß ihre Anstrengungen dann und wann erfolgreich gewesen sind.

Versuch über die Maschinen. -- Neuer Lehrsat über die Kraftverluste.

Das erste oder vielmehr das bedeutendste wissenschaftliche Erzeugniß Carnot's erschien im Jahre 1783; es führt den Titel: *Versuch über die Maschinen im Allgemeinen.*

Man würde sehr irren, wenn man in diesem Versuche unser^s akademischen Collegen die technische Beschreibung oder das spezielle Studium irgend einer aus der Zahl der einfachen oder zusammengesetzten Maschinen zu finden glaubte, durch welche die Menschheit so viele Vortheile erlangt hat. Dies ist in der That nicht die Absicht des Verfassers gewesen.

Eine Maschine in ihrer größten Allgemeinheit erstoft, ist die Vereinigung einer größern oder kleinern Anzahl von festen oder beweglichen Theilen, mit deren Hülfe Kräfte aller Art in der Regel Wirkungen hervorbringen, welche sie unmittelbar nicht ausüben könnten. Betrachten Sie beispiehs halber den Steinmeß: in der Hand den Griff einer sehr einfachen Maschine, den Griff der Wagenwinde oder Drehwinde, wendet er ungeheure Blöcke um, neigt sie nach Belieben, oder hebt sie auf die Spitze der höchsten G hände, Blöcke, die er ohne diese Maschinen nicht um die Dicke eines Haars zu verrücken im Stande wäre.

Unerfahrene, welche diese Wirkungen sehen, halten sie für wunderbar; sie überreden sich, eine Maschine vervielfältigte die Kräfte, und diese irrige, durchaus irrige Ansicht giebt Manchem so wunderliche, meist sehr zusammengesetzte Entwürfe ein, welche alljährlich, ohne irgend einen Nutzen hervorzubringen, unglaublich große Capitale dem Ackerbau, der Industrie und dem Handel entziehen.

Was in einer Kraft beliebiger Art durch Geldwerth ausgedrückt werden kann, was der Fabrikant vom Maschinenbauer erkaufte, das kann man leicht auf eine sehr einfache Wirkung zurückführen, von der jeder eine klare Anschauung hat. Man nehme an, die Kraft werde unmittelbar zum Aufheben eines Gewichtes verwendet; man bemerkt die Höhe, bis zu der diese Kraft in gegebener Zeit das Gewicht erhebt, und diese beiden Erfahrungsdaten, Gewicht und Höhe, in einander multiplicirt, geben ein Produkt, welches genau die angewendete Kraft ausdrückt. Es kann in der That, wenn Zeitdauer und Höhe dieselben bleiben, dies Produkt weder größer noch kleiner werden, wenn sich nicht in demselben Verhältnisse die Kraft vermehrt oder verringert. Erscheint daher dies Produkt verdoppelt, verdreifacht, verzehnfacht, so muß nothwendig die Kraft verdoppelt, verdreifacht, verzehnfacht sein.

Dies Produkt, welches das direkte Maaß einer Kraft gibt, dient eben so dann zur richtigen Schätzung derselben, wenn die Wirkung vermittelst einer Maschine auf einen Widerstand ausgeübt wurde; denn wenn man dieser Maschine in Gedanken alle ersinnlichen Vollkommenheiten beilegt, so wird das Produkt des Gewichtes und der in gegebener Zeit durchlaufenen Höhe genau demjenigen gleich sein, welches man mit derselben, ohne Maschine wirkenden Kraft erlangt hatte. Die wahre Wirkung, oder vielleicht besser die richtig geschätzte Wirkung einer Maschine kann also in keinem Falle die Wirkung übertreffen, welche die bewegende Kraft für sich

allein zu erzeugen im Stande war. Allerdings kann man, wenn man will, mittelst einer Maschine ungeheure Massen aufheben, Millionen etwa oder Milliarden von Kilogrammen; aber weil das Produkt von Gewicht und Höhe constant bleiben muß, bleiben nothwendig die Höhen, bis zu denen die Massen in einer Minute gehoben werden, millionenmal oder milliardenmal kleiner als die Höhe, um welche wir ein Kilogramm in derselben Zeit zu heben vermögen.

Ein Jeder wird nun die wahre Bedeutung des Satzes aus der Mechanik verstehen: Durch die Maschinen büßt man an Zeit ein, was man an Kraft gewinnt. Archimedes hat bekanntlich gesagt: Man gebe mir einen Stützpunkt außerhalb der Erde, und mit Hilfe eines Hebels will ich allein durch den Druck meiner Hand diese große, schwere Erde aufheben. Dieser Ausruf des unsterblichen Geometers bezeichnet wunderbar gut die Maschinen, insofern sie den Menschen in Stand setzen, Wirkungen auszuüben, die ohne Maschinen Milliarden von Milliarden mal seine natürliche Kraft übersteigen; aber das Alterthum würde Demjenigen ohne Zweifel noch höhere Bewunderung gezollt haben, welcher, die Erfindungen näher prüfend, wie wir soeben gethan haben, hinzugefügt hätte: Mathematisch zu reden, kann Archimedes allerdings mit seinem Stützpunkt und Hebel die Erde aufheben, — doch erst nach vierzig Millionen von Jahrhunderten ununterbrochenen Druckes (dies: Rechnung geht heutigen Tages nicht über die Grenzen der Wissenschaft hinaus) wird die Verrückung kaum eine Haardicke betragen.

Wenn nun die ideale Maschine, ausgerüstet mit allen denkbaren Vollkommenheiten, der sie in Bewegung setzenden Kraft nichts hinzufügt, so verursacht sie wenigstens auch keinen Verlust, sie setzt die Wirkungen der Kraft ganz streng in andere um. Dieser Fall tritt bei einer wirklichen Maschine nicht ein: hier kommen Kraft und Widerstand mit einander in Berührung durch Maschinentheile, die wir unbiegsam voraussetzen, was sie keineswegs sind; durch Ketten und Stricke, deren Steife unfehlbar schädlich einwirkt; die beweglichen Theile endlich bewegen sich in Ringen oder in Pfannen, welche zu starken Reibungen Veranlassung geben: alle diese Ursachen zusammen verzehren unnütz einen sehr merklichen Theil der bewegenden Kraft. Daher kommt es, daß die Wirkungen einer Maschine stets geringer ausfallen, als die, welche dieselbe Kraft, in unmittelbarer Einwirkung auf die Widerstände, hervorgerufen hätte.

Diese durch Erfahrung übrigens völlig bestätigten Ergebnisse der Theorie verhindern nicht, daß eine Maschine, unter gewissen Gesichtspunkten und ohne scheinbaren Widerspruch, empfehlenswerth sein könne, daß sie vielleicht möglich, ja daß sie in vielen Fällen unentbehrlich sei. Aus Gründen der Festigkeit oder der Zierde ist es beispielsweise noth-

wendig, oben auf gewissen Gebäuden Stein- oder Marmorblöcke anzubringen, deren Gewicht die Kräfte des stärksten Arbeiters bei Weitem überschreitet; denkt man sich die Winde oder ähnliche Maschinen hinweg, so kann ein Einzelner nicht den Plan des Baumeisters in Ausführung bringen; man müßte Tausende von Armen an einem und demselben Punkte vereinigen, wenn nicht die engen Räume hinderlich wären; die großen Werkstücke müßten also von allen Denkmälern der Baukunst verschwinden, Triumphbogen und Palast könnten, wie die bescheidene Hütte nur aus kleinen Bruchsteinen erbaut werden.

Sie sehen also, meine Herren, es gibt Fälle, und das kann nicht häufig genug gesagt werden, in welchen man sich, gern oder ungern, zu dem Verlust an Kraft entschließen muß, welchen die Maschinen veranlassen, da ohne ihre Hilfe gewisse Arbeiten unausführbar würden.

Die Kraftverluste nun, welche von der Biegsamkeit der Materialien, aus denen die Maschinen gebaut werden, von der Steife der Seile und von der Reibung abhängen, waren den ältesten Mechanikern nicht entgangen; die neuern sind darin weiter gegangen, und aus ihren Versuchen kann man mit großer Zuverlässigkeit diese Verluste schätzen und in Zahlen ausdrücken.

Was hierher war die Wissenschaft gelangt, als Carnot seinen Versuch herausgab. Indem er in diesem Werke die Maschinen und allgemeiner jedes bewegliche System von Körpern aus einem ganz neuen Gesichtspunkte betrachtet, weist er eine bisher unbemerkte oder wenigstens von seinen Vorgängern nur unvollständig betrachtete Ursache nach, welche in gewissen Fällen gleichfalls zu beträchtlichen Verlusten führt; er zeigt, daß man um jeden Preis plötzliche Aenderungen der Geschwindigkeit vermeiden muß. Er thut mehr noch: er findet den mathematischen Ausdruck für den Verlust an lebendiger Kraft, welchen solche Aenderungen verursachen, und zeigt endlich von diesem Verlust, daß er der lebendigen Kraft gleich ist, die alle Körper des Systems besitzen würden, wenn man jedem von ihnen die Geschwindigkeit gäbe, welche er in dem Augenblicke, als die plötzliche Aenderung eintrat, verlor.

Dies, meine Herren, ist der Wortlaut des Principes, welches unter dem Namen des Carnot'schen Theorems bei der Berechnung der Wirkung von Maschinen eine so große Rolle spielt.

Alle Maschinenbauer kennen heut zu Tages diesen schönen und werthvollen Satz; er leitet sie bei der Ausführung der Constructionen, und schützt sie vor den großen Fehlern, welche ihre Vorgänger begingen.

Wäre ich veranlaßt, Nichtgelehrten die Wichtigkeit des Satzes begreiflich zu machen, so würde ich vielleicht sagen, obgleich anscheinend seitsam: Carnot habe auf die materielle Welt ein Sprichwort ausgedehnt, dessen Wahrheit bis dahin nur für die sittliche Welt nachgewiesen war; daß

das Sprichwort: „viel Geschrei und wenig Woll“ seitdem ebenso wohl auf den Nutzeffekt der Maschinen Anwendung findet, als auf die Unternehmungen gewisser Leute, deren ungestümer Eifer Wunderdinge verspricht, die niemals zur Ausführung kommen. Wenn ich mich an die Gelehrten zu wenden hätte, so würde ich bitten, sorgfältig zu unterscheiden zwischen der Erfindung der materiellen Theile, durch deren Hilfe die Wirkung der Kräfte von einem Punkte zum andern übertragen wird, und der Entdeckung jener Grundwahrheiten, die ohne Unterschied auf alle erdenklichen Systeme Anwendung finden; id würde den Versuch machen, nachzuweisen, daß die Alten uns im ersten Punkte vielleicht nicht nachstanden. In meinen Zweifeln würden im Nothfall mich bestärken die archimedische Schraube, das Getriebe des Ktesibius, die hydrostatischen Brunnen des Hero von Alexandrien, der retirende Dampfapparat desselben Erfinders, Kr egsmaschinen endlich in großer Zahl und unter diesen die Wurfmaschinen. Im Felde der theoretischen Wahrheiten würden sich dagegen ohne Widerspruch die Neueren im Uebergewichte zeigen. Man würde nach und nach in ihrem vollen Glanze erscheinen sehen: in Holland Stevin und Huygens; in Italien Galilei und Torricelli; in England Newton und Maclaurin; in der Schweiz Bernoulli und Euler; in Frankreich Pascal, Varignon, d'Alembert, Lagrange und Laplace.

Zu diesen berühmten Männern, meine Herren, gehört Carnot durch die Entdeckung seines schönen Lehrsatzes.

Ich beschränke in Wahrheit, daß, wollte ich länger bei den Uebelständen plötzlicher Uebergänge verweilen, in meinen Zuhörern der Wunsch nach dem plötzlichen Uebergange zu einem andern Gegenstände entstehen möchte; dennoch wage ich es, einige Worte hinzuzufügen.

Es ist vorhin oft von Kraftverlusten die Rede gewesen: dieser Ausdruck ist richtig, wenn man die Wirkung einer Maschine vergleicht mit derjenigen Wirkung, welche sie bei sonst unveränderten Umständen hätte hervorbringen können, falls von dem Erbauer mit Sorgfalt jede plötzliche Minderung der Geschwindigkeit wäre vermieden worden. Man darf aber nicht glauben, daß irgend eine Kraft oder ein Bruchtheil von Kraft, im grammatikalischen Sinne des Wortes, jemals vernichtet werden könne: Alles, was man weder im Nutzeffekte der Maschine wiederfindet, noch in dem Ueberschusse an Kraft, der nach der Wirkung in der Maschine zurückbleibt, hat zu ihrer Erschütterung und Zerstörung beigetragen.

Dieses letzten Zusatzes bedurfte es noch, um die ausgezeichnete und unbestreitbaren Dienste richtig zu würdigen, welche der Carnot'sche Lehrsatz in Kunst und Industrie bereits geleistet hat, und die er in Zukunft mehr und mehr leisten wird. Trüge ich nicht Scheu vor dem lebhaften Ausdrücke der Ungläubigkeit, den meine Worte im ersten Augenblicke

hervorrufen könnten, so würde ich hinzusetzen, daß derselbe analytische und mechanische Lehrsatz auch in den zahlreichen Ereignissen unserer Revolution eine Rolle gespielt hat, die durch seine Beschlüsse wesentlich zu ändern in Carnot's Macht stand. Uebrigens habe ich bereits zu viel gesagt, um meinen Gedanken unvollendet lassen zu können.

Aufgemuntert in meiner Jugend durch das Wohlwollen und die Freundschaft, mit welchen Carnot mich ehrte, erlaubte ich mir mitunter, seine Erinnerungen auf jene großen Epochen der Geschichte unserer Revolution zurückzuleiten, in welchen die Parteien in ihren Wahnsinnszuckungen vernichtet oder besiegt oder nur beruhigt wurden durch plötzliche, gewaltsame Maßregeln, durch wahre Staatsstürze. Ich fragte Carnot damals, wie er allein in allen Fällen die Hoffnung nähren konnte, ohne Erschütterungen und ohne ungeschickliche Handlungen zum Ziele zu gelangen. Seine Antwort war stets dieselbe, sie hatte sich meinem Gedächtnisse tief eingegraben; wie groß war aber mein Erstaunen, als ich, eines Tages über den engen Studientreis hinausgreifend, in dem ein junger Astronom sich stets bewegen muß, die eben erwähnte beständige Antwort Carnot's, Wort für Wort, in einem Lehrsatze der Mechanik wiederfand; als ich nun sah, daß er zu mir von der politischen Organisation der Gesellschaft so gesprochen hatte, wie in seinem Werke von einer Maschine, in welcher plötzliche Aenderungen der Geschwindigkeit nothwendig großen Verlust an Kraft herbeiführen, und früh oder spät sogar die vollständige Auflösung des Systems.

Wäre es demnach wahr, meine Herren, daß bei den menschlichen Schwächen die hervorragendsten Geister so wenig von dem inneren Werth und der Weisheit der Eingebungen ihres Herzens überzeugt sind, daß sie dieselben durch mehr oder weniger erzwungenes Nachgeben nothwendig kräftigen und verstärken müssen?

Mein Zweifel wird Sie nicht überraschen, wenn ich sogleich hinzufüge, daß einer unter denjenigen Gelehrten, deren Arbeiten dieser Akademie zum höchsten Ruhme gereichen, in allen schwierigen Lagen, wenn man ihm Glauben schenkt, folgenden gewiß sehr bequemen Grundsatz befolgte: „Das Wasser nimmt genau die Form des Gefäßes an, sagte er, in welchem es sich befindet; ein kluger Mann muß mit derselben Genauigkeit sich in die augenblicklichen Umstände fügen.“

Ich könnte auch einen andern nicht weniger berühmten Akademiker nennen, der einst in meiner Gegenwart von Jemand nach dem Hülfsmittel gefragt wurde, unter dessen Anwendung er ohne Schaden die schrecklichen Zeiten unserer bürgerlichen Unruhen durchlebt habe: „Ein Land in Revolution, erwiederte er, ist ein Wagen, dessen Pferde durchgehen; die Pferde aufhalten wollen, hieße absichtlich eine Katastrophe herbeiführen; wer aus dem Wagen springt, kommt in Gefahr von den

Rädern zermalmt zu werden; am rathsamsten ist es, mit geschlossenen Augen im Wagen bleiben, und das that ich damals!“

In dem Werke, dessen Analyse mich weiter geführt hat, als ich ursprünglich beabsichtigte, hat Carnot auch in einigen Zeilen das Problem der immerwährenden Bewegung berührt. Nicht nur zeigt er, daß jede Maschine, wie immer sie beschaffen sei, in Stillstand kommen wird, wenn man sie sich selbst überläßt, sondern er bestimmt auch, wann dies Ereigniß eintreten muß.

Die Beweise Carnot's sind vortreflich; kein Geometer wird ihre Strenge in Frage stellen; darf man aber deshalb wohl hoffen, daß sie im Keime die zahlreichen Pläne ersticken werden, die jedes Jahr, oder vielmehr ieden Frühling emporschließen? Man darf sich dieser Hoffnung nicht hingeben. Die Männer des perpetuum mobile würden Carnot's Schrift ebensowenig verstehen, als die Erfinder der Quadratur des Kreises und der Dreitheilung des Winkels die Euklidische Geometrie verstehen. Der Wissenschaft bedürfen sie nicht: ihre Entdeckung danken sie einer plötzlichen übernatürlichen Eingebung. In der That, nichts raubt ihnen den Muth, nichts nimmt ihnen die Täuschung; das mag jener, sonst sehr schätzenswerthe Künstler bezeugen, der ohne zu bemerken, wie überaus komisch seine Forderung war, mich einst ersuchte nachzusehen, aus welchem Grunde alle seine Maschinen mit immerwährender Bewegung still ständen.

(Fortf. folgt.)

— 001 —

Popularität.

Die Bemerkungen der Atlantis über die deutschen Vorlesungen sind von der „Turnzeitung“ in einer Weise besprochen worden, der wir unsern vollständigen Beifall nicht versagen können. Das Thema scheint uns übrigens wichtig genug, um noch einmal darauf zurückzukommen. Der Begriff Popularität, der jenem Artikel der Atlantis, wie der Turnztg. zu Grunde liegt, ist für den Publizisten und Redner der wichtigste und am nächsten liegende; er bildet die Brücke, welche den Schriftsteller mit dem Publikum verbindet, das Medium, vermittelst dessen der Erstere auf das zweite wirkt. Ohne Popularität ist gar keine öffentliche Wirksamkeit möglich, und daher ist es Jedem, der sich allgemeinen öffentlichen Bestrebungen zugewandt hat, ein Bedürfnis und eine Pflicht, populär zu sein. Wir sagen, populär zu sein, nicht aber, nach Popularität zu streben. Die Po-

popularität muß eine natürliche Qualification des Menschen sein, keine angelebte Eigenschaft; sie muß aus dem Menschen, seinem ganzen Dichten und Trachten selbst hervorgehen, und nicht bloß ein Zugeständniß an das Publikum sein. Die Popularität ist als Mittel einer öffentlichen Wirksamkeit vollständig gerechtfertigt und notwendig; als Zweck betrachtet, dagegen im höchsten Grade verderblich und schädlich. Die Popularität muß mehr die unbeabsichtigte aber natürliche Folge gewisser Eigenschaften des Menschen sein, als eine bewußte und gewollte Absicht. Nichts ist widerlicher und plumper, als wenn man dem Schriftsteller und Redner das Haschen nach Popularität anmerkt, — dies ist namentlich in Amerika bei den politischen Rednern der Fall; — wir sehen gewöhnlich, daß unter diesem Haschen nach Popularität nicht nur die Reinheit des Styles, sondern auch der Adel der Gesinnung leidet, und die Popularität sich in Trivialität und Plattitüden verliert. Der Schriftsteller und Redner muß populär sein, ohne es zu wissen, d. h. er muß auf dem Boden stehen, auf welchem jeder gutgeartete und normal ausgebildete Mensch auch steht, und solche Ansichten aussprechen, welche jedem denkenden Kopfe zugänglich sind. Unser ganzes sociales, politisches und wissenschaftliches Leben beruht zuletzt doch nur auf der Voraussetzung der Gemeinlichkeit der menschlichen Vernunft, und diese Gemeinlichkeit und Gleichförmigkeit der menschlichen Vernunft ist auch die einzige Basis einer richtigen Popularität.

In allen den Widersprüchen und Verwirrungen der Zeit, neben allen widersprechenden Ansichten und Grundsätzen, welche sich geltend machen, sehen wir doch eine Uebereinstimmung der Gedanken und eine Gleichförmigkeit der Weltanschauung, welche das allgemeinste Maas zur Beurtheilung unserer Ansichten und Urtheile bildet. So wie der Mensch trotz aller Racenverschiedenheiten, trotz aller nationeller und individueller Unterschiede seiner körperlichen Bildung nach eine gewisse Gleichförmigkeit und Uebereinstimmung zeigt, so auch ist in geistiger Beziehung eine Uebereinstimmung vorhanden, die sich freilich nach den jedesmaligen Culturstufen der Zeit richtet. Die Einheit der Gattung bedingt die Gemeinlichkeit der Vernunft. Dies ist die allgemeinste Basis der Popularität, die Sphäre, innerhalb welcher wir Menschen uns verständlich machen können. Die erste Bedingung der Popularität ist also, vernünftig, human zu sein, seinen Antheil an der Gesamtvernunft der Menschheit zu besitzen. Unvernünftige, reaktionäre, inhumane Ansichten, wie z. B. das Urtheil der New-Yorker Staatszeitung, daß die Sklaverei ein Segen sei, werden daher niemals auf Popularität Anspruch machen können, mögen sie auch mit der größten Arroganz und einer vulgären Trivialität vorgebracht werden. Populären Reden und Schriften muß ein vernünftiger humaner Inhalt zu Grunde liegen, ein Inhalt von allgemein menschlichen

Interesse, von dem man voraussetzen kann, daß er alle, welche wirklich Menschen sind, interessirt.

Daraus folgt, daß wer auf Popularität Anspruch macht, zuerst selbst ein Mensch sein muß, nicht ein Mensch bloß der äußerlichen Bildung nach, sondern auch den geistigen Bestrebungen und Ideen nach, ein Mensch, der menschliche Neigungen, Empfindungen, Leidenschaften und Bestrebungen hat, der gegen Nichts, was von allgemein menschlichem Interesse ist, gleichgültig ist, der für das, was andere Menschen freut und kummert, zugänglich ist. Um mit den Menschen auskommen zu können, muß man mit denselben leiden, lieben und leben; man muß sich nicht von ihren Empfindungen und Neigungen zurückziehen auf die abstrakte Höhe stoischer Philosophie oder in die Wüste der Selbstgenügsamkeit, sondern die Einsicht beweisen, daß man andere Menschen nothwendig hat, um selbst Mensch sein zu können. Diese Bescheidenheit und Zuverlässigkeit, welche durchaus von einer Unterordnung unter das Publikum verschieden ist, kommt gewiß dem Schriftsteller zu, der nur durch und in Bezug auf das Publikum existirt.

Das allgemein Menschliche ist populär. Daher erfreuen sich gerade diejenigen Wissenschaften, welche für jeden Menschen und für die ganze Menschheit von Interesse sind, der Popularität. Es liegt aber im Interesse jedes Menschen, sich selbst in seinem Zusammenhange mit der Natur und der Menschheit zu begreifen. Daher sind die populärsten Wissenschaften die Philosophie, Geschichte, Naturwissenschaften. Diejenigen Wissenschaften, welche mehr ein spezielles, ein Berufsinteresse haben, gehören der Sphäre der Gelehrsamkeit, nicht der Popularität an. Die Gelehrsamkeit unterscheidet sich dadurch von der Wissenschaft, daß sie kein unmittelbares Interesse am praktischen Leben hat, daß sie nicht die ganze Menschheit, sondern nur einen Theil derselben interessirt. Nicht jeder Mensch muß griechisch und lateinisch sprechen, Alterthumskunde studiren, astronomische Beobachtungen machen oder die höhere Mathematik verstehen. Aber Jeder muß von der Weltgeschichte, der Geschichte seines Landes und den Naturwissenschaften die allgemeinsten Kenntnisse haben, falls er überhaupt zu den gebildeten Menschen gehören will; Jeder muß Logik und Anthropologie studiren. Die Wissenschaft ist nothwendig, die Gelehrsamkeit zufällig. Die Gelehrsamkeit ist todt, aber die Wissenschaft flüchtig und lebendig, wie das Leben selbst.

Wir haben die Philosophie populär genannt. Man hält uns die tausend unverständlichen Schriften der Philosophen von Pythagoras bis auf unsere heutigen deutschen Philosophen entgegen, um diesen Satz zu widerlegen. Aber wir behaupten, daß, wo wirkliche Philosophie ist, daß dieselbe auch populär sei. Die wirkliche Philosophie ist aber diejenige, welche sich mit der Lösung jener berühmten Frage des griechischen Philo-

sophen beschäftigt: „Erkenne Dich selbst!“ Wenn einmal die ganze Philosophie alle jene unsinnigen Fragen über die Natur Gottes, die letzten Gründe der Dinge, die Grenzen des Raumes und der Zeit zc. abgeschüttelt hat, und sich einfach mit dem denkenden Menschen beschäftigt, d. i. Anthropologie geworden ist, dann wird es ihr an Popularität nicht fehlen.

Wenn, wie wir angedeutet haben, die erste Bedingung der Popularität, Menschlichkeit, Humanität ist, so ist die zweite Wissenschaftlichkeit. Häufig pflegt man einen Gegensatz zwischen wissenschaftlicher und populärer Darstellung zu ziehen; nichts aber kann falscher sein. Populär ist dasjenige, was von jedem denkenden und vernünftigen Menschen verstanden werden kann. Der Schriftsteller also, der seine Schlüsse und Urtheile mit ihren Gründen abgibt, d. h. wissenschaftlich verfährt, kommt dieser Popularität am nächsten, denn er gibt jedem Menschen gleich die Mittel in die Hand, das Urtheil selbst zu prüfen, und kann überzeugt sein, daß Jeder sein Urtheil versteht und billigt, der verständig ist, vorausgesetzt natürlich, daß sich in dem Urtheil selbst Wahrheit und Wahrheit befindet.

Ja, Wahrheit ist das dritte Bedingniß zur Popularität. Das beste, ja das einzige Mittel, um Propaganda zu machen, ist, daß man zeigt, daß die Sache an und für sich wahr ist, und daß man selbst von der Wahrheit der Sache überzeugt ist. Die Unwahrheit mag noch so sehr dem Vorurtheile des Volkes schmeicheln, sie wird nie populär werden; die Religionen treten immer im Schleier des Geheimnisses auf; die unwahren Rechtsanschauungen des Mittelalters sind ein streng abgeschlossenes Eigenthum gelehrter Juristen; die despotische Politik des europäischen Continentes erfreut sich gewiß keiner Popularität. Nur die Wahrheit ist populär; in dieser Popularität liegt die siegende Gewalt derselben.

Um populär zu werden, muß also der Schriftsteller wahr sein, d. h. sein öffentliches Handeln genau seiner eigenen Ueberzeugung nach bemessen, wahr in sich selbst und treu gegen sich selbst sein. Dieses höchste oder vielmehr einzige Gesetz der Moral, welches wir anerkennen können, muß in seiner ganzen Integrität aufrecht gehalten werden. Jeder Verstoß dagegen ruinirt unwiderzuehrend alle Popularität. Der Mensch, der für seine Ansichten die Aufmerksamkeit und Anerkennung anderer Leute in Anspruch nimmt, muß selbst diesen Ansichten alle Achtung und Treue schenken; Frivolität in dieser Beziehung, oder gar Apostasie lassen keine Popularität zu. Das Publikum muß dem Redner oder Schriftsteller gewissermaßen in das Herz sehen, um dort zu finden, daß er wirklich begeistert ist für die Ideen, die er vertheidigt. Ohne eine innige Liebe und Hingebung gegen seine eigenen Ideen wird man wenig Propaganda machen können. Es gibt Gewohnheitsredner, die eine gewisse Fertigkeit haben, über Redethemata gewandt zu sprechen; sie gefallen

wohl dem oberflächlichen Publikum, aber der aufmerksame Zuhörer merkt gleich, daß die Worte deshalb nicht zum Herzen dringen, weil sie nicht aus dem Herzen klingen. Der Verstand allein macht nicht populär, auch die Neigung und die Leidenschaft muß dabei sein. Die erste Bedingung zur Popularität ist, daß das Publikum einsieht, daß dasjenige, wofür wir es interessiren wollen, uns selbst interessirt, daß die Beweismittel, welche wir herbeibringen, nicht künstliche Schlingen sind, in denen wir arglose Gemüther fangen wollen, sondern die Resultate einer tiefen und innigen Ueberzeugung. Freilich, es gibt in jeder Sphäre der Literatur und der Rede Leute, welche, wie die Pfaffen, die einen Gott predigen, an den sie nicht glauben, Ansichten behaupten und empfehlen, die mehr der vorübergehenden Mode und den Leidenschaften der Volks angehören, als der eigenen Ueberzeugung; eine Zeitlang mögen diese Leute das Publikum täuschen und sich eine lärmende, geräuschvolle Popularität verschaffen; bald aber wird man aus tausend kleinen und fast unmerklichen Eigenheiten und Manieren sehen, daß es diesen Leuten mit ihrer Sache nicht Ernst ist, und das einsichtsvolle Publikum wird sich mit Gleichgültigkeit von ihnen wegwenden. Alle die gewaltigen Mittel der Sprache und Rede sind eben nur Mittel, nur Formen, in denen sich der Inhalt unseres Geistes darstellt, und ist dieser Inhalt nicht rein und klar, so wird sich dies auch in der Darstellung zeigen. Man kann deshalb in allgemeiner Weise das Sprüchwort anwenden: „Der Styl ist der Mensch.“

Die Behauptung, daß Alles auf den Inhalt, auf die eigene Ueberzeugung, auf das Selbstbewußtsein ankomme, widerstreitet nicht der Forderung, daß wir auf den Ausdruck, auf die Form alles Gewicht und alle Aufmerksamkeit verwenden müssen. Um auf wahre Popularität Anspruch machen zu können, ist die Schönheit der Form ebenso nothwendig, wie die Wahrheit des Inhaltes. Für die Form ist Jedermann zuerst empfänglich; ihre Numuth, ihr Zauber schmeichelt sich in der Seele des Menschen ein, und bildet die Brücke zur Ueberzeugung und Begeisterung. Je edler, klarer, durchsichtiger die Formen sind, desto mehr Vertrauen gewinnt die Sache. Und wie es jetzt heute schon in der täglichen Mode steht, daß man den hochstehenden, vornehm-n Mann an seiner einfachen, bescheidenen Kleidung erkennt, so auch können sich die größten, erhabensten Ideen in der einfachsten Form aussprechen, wenn nur ein geläuterter Geschmack in der Wahl der Ausdrücke obwaltet. — Gegen diese Forderung der Einfachheit und Schönheit der Form wird häufig in doppelter Weise versündigt: einmal, indem man, um populär zu sein, in die gewöhnliche Redeweise des großen Publikums hineinfällt; dann auch, daß man sich in einer geschraubten, schwülstigen, hochtrabenden Weise ausdrückt. In den ersten Fehler verfallen viele amerikanische Redner, die in ihrem öffentlichen Auftreten auf den gemeinsten Geschmack

des großen Publikums spekuliren, und ihre Anekdoten, Vergleiche und Beispiele oft der Taverne oder gar andern öffentlichen Häusern entlehnen, die mit allerlei Zweideutigkeiten ihr Publikum unterhalten, und durch einzelne Kraftstellen den Applaus desselben herausfordern. Der entgegengesetzte Fehler ist häufig bei deutschen Rednern und in der deutschen Presse vorhanden. Wir mußten 1848 und auch zu andern Zeiten oft Reden hören, die so geziert und mit Blumen überladen waren, wie eine Magd am Sonntag, die alle ihre falschen und ächten Schmucksachen aus dem Koffer zusammengesucht hat. Beide Fehler sind indessen noch leichter zu umgehen, als denjenigen Grad der Deutlichkeit zu treffen, welcher so wohl für die große Masse des Publikums, wie zu dem Ernst und der Bedeutung des vorliegenden Thema's paßt. Hier kann selbst der vorsichtigste und gewandteste Redner und Schriftsteller oft die richtige Mitte verfehlen, weil natürlich die Bildungsstandpunkte seines Publikums sehr verschieden sind, und es sehr schwer ist, in einer so gemischten Versammlung das Durchschnittsmaß der Bildung zu finden. Aber auch hier kann man sich helfen, wenn man nur es nicht allen Leuten recht machen, wenn man nur nicht vollständig darauf verzichten will, daß das Publikum selbst auch denkt. Man muß dem Publikum einen Theil der geistigen Arbeit überlassen; man muß voraussetzen, daß dasselbe verstehen und bezeichnen, daß es „zwischen den Zeilen lesen“ kann. Im Allgemeinen kann man sagen, daß wer klar denkt und die Gedanken klar ausspricht, dem größeren Publikum verständlich wird, sobald er sich nicht auf das Gebiet spezieller Berufswissenschaften begiebt.

Je mehr Fleiß und Aufmerksamkeit auf die Form der Darstellung verwendet wird, desto heller leuchten die Gedanken, desto populärer wird die Darstellung. Das eigentliche Reich der Popularität ist daher die Sphäre der Poesie, wo die Gedanken durch die gebundene, sorgsam ausgemeißelte Form zum Gedichte verdichtet sind. Wenn uns die großen Gedanken der Philosophen, die uns im philosophischen Systeme fremd, unverständlich, wohl gar abstrus erscheinen, in einem Gedichte entgegentreten, dann erscheinen sie uns als alte Freunde und Bekannte, als verwandt mit uns selbst und unserm eigenen Geiste entflammend. Die Liebe und Verehrung, die jeder denkende Mensch den Dichtern und der Dichtkunst zollt, rührt daher, daß die erhabenen Gedanken durch die spielende Form der Reime und Verse in das Herz der Menschen geschmeichelt werden, daß das Herz des Menschen mit allgemein menschlichem Gehalt und geistigen Schätzen angefüllt wird, ohne etwas anderes nothwendig zu haben, als zu genießen und glücklich zu sein. — Wenn die Definition wahr ist, daß Liebe dasjenige Gefühl ist, vermittelt dessen der Mensch sich als Gattung fühlt, so ist dieses Gefühl gewiß dann am höchsten und

reinsten vorhanden, wenn der Mensch in seinem kleinen Herzen die großen Empfindungen und Leidenschaften der Menschheit fühlt und theilt. Das ist das Geheimniß des Dichters, daß er das ausspricht, was in aller Menschen Brust verborgen liegt, daß er den Schleier, der des Menschen Herz bedeckt, wegreißt, und jedem Individuum die Mysterien seiner eigenen Empfindungen und Leidenschaften offenbart. In sofern löst die Poesie in noch höh'ern Grade jene Aufgabe der Philosophie, die noch heute die höchste Aufgabe des Menschengeschlechtes ist: *Erkenne Dich selbst!* & innern wir uns an jenen Dichter, welcher der populärste, weil der menschlichste, naturwüchsigste, normalste ist, an Goethe! In jedem seiner Gedichte, im kleinsten Liede, wie in seinen großen Tragödien, klingt uns ein kaum verstandenes Echo unserer eigenen Empfindungen und Anschauungen entgegen. Je mehr der Dichter es versteht, in des richtig denkenden und edel empfindenden Menschen Brust ein Echo hervorzurufen, desto mehr verdient er den Namen eines populären Dichters, denn am Ende ist doch nur das allgemein Menschliche populär.

Ja, nur diejenigen Empfindungen, Gefühle, Leidenschaften, Anschauungen, Ideen, welche wirklich *allgemein* menschlich und in der Natur des Menschen begründet sind, können Gegenstand der Poesie, wie jeder andern populären Darstellung sein. Aristokratische Gelüste, egoistische Launen, individuelle Sonderbarkeiten gehören nicht in dieses Gebiet. Um populär zu sein, muß man daher Alles das zurückhalten, was für uns, nicht für Andere ein Interesse hat. Die individuelle Sentimentalität ist nicht populär. Wie zwei Freunde dann ihre gegenseitige Freundschaft in Gefahr bringen, wenn sie alle die geheimsten Falten des Herzens einander öffnen, und gar keine Grenze der Vertraulichkeit mehr anerkennen: so wird auch der Schriftsteller, welcher gegen sein Publikum nicht eine gewisse Reserve und Zurückhaltung beobachtet, seine Popularität auf das Bedenklichste gefährden. Man muß sich immer daran erinnern, daß nicht Alles, was uns selbst kümmert, auch die andern Leute angeht. — Freilich, ein Goethe konnte dem Publikum jede Faser seiner Individualität enthüllen. Er war nicht nur in seinen großen, heroischen Leidenschaften, sondern auch in seinen kleinen verliebten Launen allgemein menschlich und wahr. Aber mancher Dichter des neu erschienenen Dichterwaldes hätte kühn daran gethan, die kleinen Verlogenheiten seines Herzens mit Stillschweigen zu übergehen. Das Publikum will eben nicht Alles wissen, was man ihm sagen kann.

Um populär zu sein, d. h. um das angemessene Verhältniß des Schriftstellers zum Publikum zu finden, ist es nothwendig, daß man die Selbstachtung mit der Achtung vor dem Publikum verbindet. Man darf ebenjowenig persönliche Umaßungen und Extravaganzen wagen, als sich dem Publikum mit allzugroßer Bescheidenheit unterordnen. Besondere

Regeln über die Grenzlinien, die hier einzuhalten sind, lassen sich wohl nicht füglich geben; eine gut geordnete Natur findet schon das Rechte. Im Allgemeinen kann man sagen, daß wer gewissenhaft bemüht ist, sich selbst zu genügen, daß der auch dem Publikum genügen wird. Die Popularität muß eine immanente, nicht transzendente Eigenschaft sein, d. h. sie muß aus der Natur und den Eigenschaften des Individuums selbst hervorgehen, nicht aber eine Copie der Meinungen, Anschauungen und Reigungen des Publikums sein; sie muß nicht von Außen an den Menschen herankommen, sondern von Innen herauswachsen. Eine solche Popularität, deren Charakteristik wir hier in flüchtigen Umrissen gegeben haben, ist keine Sache der vorübergehenden Mode, der flüchtigen Laune des Publikums, sondern eine Folge der Menschlichkeit und Wahrheit, die ewig dieselbe bleibt. Sie geht dem Genius niemals voraus; sie begleitet ihn selten, aber sie folgt seinem Sarge und trauert auf seiner Gruft.

Blicke in die Zukunft.

Die National-Ökonomen scheinen nicht recht an das tausendjährige Reich zu glauben, das uns die religiösen Sagen fast aller Völker prophezeien, das Zeitalter des allgemeinen Friedens und Wohlstandes, welches den bisherigen Kämpfen, Entbehrungen und Unterdrückungen folgen soll. Sie stellen den traurigen Satz auf, daß die Zunahme der Bevölkerung in geometrischer, die Zunahme der Produktion indessen nur in arithmetischer Progression vor sich gehe. Sie folgern daraus, daß je vernünftiger die politischen und socialen Verhältnisse sind, je weniger Kriege geführt werden, je seltener die Armuth und daraus hervorgehende Ehelosigkeit wird, daß desto schneller die Bevölkerung zunehmen muß, so daß am Ende kaum Raum für die einzelnen Menschen ist, auf dem sie sich begraben lassen können. Die verrücktesten Mittel wurden von verschiedenen National-Ökonomen nach Art des Malthus vorgeschlagen, um dieser ungenügenden Zunahme der Bevölkerung vorzubeugen. Proudhon, der scharfsinnige Kritiker der National-Ökonomie, unterwirft in seiner „Philosophie de la misère“ diese verschiedenen Vorbeugungsmittel einer strengen Kritik, gibt aber die Gründe der Befürchtungen selbst zu, meint, daß in einer Zeit von 500 Jahren, ohne Kriege oder andere gewaltsame Vertilgungen der Menschen, dieselben dichtgedrängt aneinander stehen würden, und sieht als einziges Vorbeugungsmittel der allzugroßen Ueberbevölkerung die Abnahme der körperlichen Produktionsfähigkeit durch die Zunahme der

geistigen Produktionsfähigkeit an. Abgesehen von dem letzteren Punkte, der manches Wahre in sich enthalten mag, aber wohl nicht in so allgemeiner Weise und Bedeutung hingestellt werden kann, scheinen uns die Befürchtungen, welche man aus der Ueberbevölkerung ableitet, übertrieben und ungegründet zu sein. Wir glauben, daß die Menschheit mit ihren heutigen Mitteln und auf dem heutigen Standpunkte ihrer Bildung fähig ist, für viele hundert Jahre einer regelmäßigen, normalen Zunahme der Bevölkerung eine eben so regelmäßige Zunahme der Lebensbedürfnisse folgen zu lassen, und daß in der Zeit, wo die uns jetzt bekannten aber noch nicht benutzten Hülfsmittel erschöpft sind, die Menschheit auf einer weiteren Stufe der Entwicklung angelangt sein wird, auf welcher sie den steigenden Bedürfnissen durch eine gesteigerte Intelligenz begegnen kann. Wir glauben, daß die Menschheit selbst bis in die tiefsten Schichten der Bevölkerung herunter, heute, wo man die Zahl der menschlichen Erdbewohner auf 2000 Millionen (?) rechnet, mehr Mittel hat, die Bedürfnisse des Lebens zu befriedigen, als etwa vor mehreren tausend Jahren, wo die Bevölkerung des Erdballs vielleicht die Hälfte der gegenwärtigen betrug. Wir glauben, daß dieselbe Thatsache sich auch in der Zukunft herausstellen wird, daß die Zunahme der Bevölkerung durch die Zunahme der Lebensmittel überboten oder doch wenigstens gleichgestellt werden wird. Wir halten den Satz, daß die Zunahme der Bevölkerung im quadratischen, die Zunahme der Produktion im einfachen Verhältniß voranschreite, für nicht ganz richtig. Nicht nur, daß mit der wachsenden Bevölkerung auch die produzierende Kraft in materieller Beziehung zunimmt, — die steigende Intelligenz ist ein Factor, der mit in Anschlag gebracht werden muß, und der die Rechnung der Nationalökonomien wesentlich verändert. Mit der steigenden Cultur bleiben die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens für die Menschen dieselben, während die Mittel, dieselben hervorzubringen, sich vermehren. Die Arbeitsfähigkeit der Menschheit, die Fähigkeit, die Lebensbedürfnisse zu produziren, wächst nicht nur der Quantität, sondern auch der Qualität nach, so daß auch hier das geometrische Verhältniß stattfindet, welches die Tabellen über die Bevölkerungszunahme nachweisen.

Wir leben gegenwärtig in einem Zeitalter der Hungersnoth. Die Jahre 1847, '51, '53, '54, '55 überboten sich gegenseitig an Theuerung. Die Klagen über „schlechte Zeiten“ sind allgemein; von Europa kommen die traurigsten Nachrichten herüber. Aber sehen wir in der Geschichte nach, — finden wir im Alterthum und Mittelalter nicht Nachrichten von viel traurigeren Katastrophen, von viel größeren Calamitäten? Erzählt uns nicht schon das alte Testament von den sieben magern Jahren Aegyptens, von einer Hungersnoth, wie sie unser Jahrhundert noch nicht

gesehen? Finden wir in der römischen Geschichte nicht das Elend der Plebejer, der Bundesgenossen, der Sklaven, welches die unterdrückten Klassen zu verzweifelten Revolutionen aufforderte? Haben wir heut zu Tage in irgend einer Stadt der civilisirten Welt, in Paris, London oder Berlin ein solches Proletariat, wie von den Proconsuln und Cäsaren in Rom unterhalten wurde? Und das Mittelalter mit seinen Seuchen, Mißerndten, Hungernöthen, seiner Leibeigenschaft, seinen Bauernkriegen — übertrifft es nicht an socialem Elende tausendfach die heutige Zeit? Wenn wir heute sehen, wie das hungernde Europa sich nach den Fleischtopfen Amerika's sehnt, — können wir die amerikanische Einwanderung mit jenen Zügen der Hunnen und Gothen zur Zeit der Völkerwanderung vergleichen, die ganz Europa eine Zeitlang mit asiatischer Barbarei überschwemmten?

Wir finden das Loos unserer Tagelöhner und Fabrikarbeiter beklagenswerth, und verlangen mit vollem Rechte eine Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen; — aber waren jene Arbeiter, die unter dem Priesterzwange an dem Baue der ägyptischen Pyramiden oder der steinernen Dome des Mittelalters arbeiteten, vielleicht besser bezahlt und genährt, als unsere modernen Arbeiter? Und wenn wir einen ganz entscheidenden Vergleich machen wollen, vergleichen wir das Schicksal eines Fabrikarbeiters in Manchester oder Mühlhausen mit dem Schicksal eines wilden Indianers in den amerikanischen Urwäldern, oder eines Negers an den afrikanischen Küsten, — hat der Fabrikarbeiter Veranlassung, sich in den Naturzustand der Menschheit zurückzusehen?

Gewiß, die Zeiten sind milder, die socialen Zustände humaner, das Brod ist reichlicher geworden, wie früher, und wenn wir trotzdem die socialen Zustände heutiger Zeit verdammen müssen, so ist dies nur deshalb, weil die Intelligenz des Menschengeschlechtes noch schneller vorangeht, als die socialen Verhältnisse desselben, so daß noch eine große Lücke zwischen beiden vorhanden ist. Aber auch die socialen Verhältnisse sind vorangegangen und haben sich verbessert, und zwar in einem solchen Maße, daß wir mit Vertrauen in die Zukunft blicken können. Der Arbeiter unserer Tage ist wenigstens Mensch geworden, und verlangt eine menschliche Behandlung, und dies allein beweist den ungeheuren Fortschritt, den die socialen Verhältnisse gemacht haben.

Und die Zukunft wird auf dieser Bahn des Fortschrittes vorangehen. Die Erde wird dem Menschengeschlechte noch lange nicht zu klein und eng seyn, wenn ein tausendjähriger Friede die Bevölkerung verzehnfachen sollte. Die Reichthümer der Natur und des menschlichen Geistes sind erst zum kleinsten Theile benützt; der größte Theil harret noch unbennützt auf die Zukunft. Die größten Länder und fruchtbarsten Landstriche der

Erde sind noch unbebaut; kaum der zehnte Theil des culturfähigen Landes der Erde ist cultivirt. Die Naturwissenschaften, die ja überhaupt erst kaum funfzig bis sechzig Jahre alt sind, haben eben erst angefangen, auf den Ackerbau und die Industrie Einfluß zu gewinnen, und an den ungeheuren Fortschritten, welche sie dort schon bis jetzt hervorgebracht haben, kann man die Resultate ermessen, die sie in ihrer weiteren Entwicklung in diesen Gebieten hervorbringen werden. Das Menschengeschlecht hat erst den kleinsten Theil seines Erbtheils in Besitz genommen, erst den kleinsten Theil seiner Kraft entwickelt. Aber man hat jetzt schon die Kräfte der Natur und des menschlichen Geistes so weit erkannt, daß sie unerschöpfbar und der höchsten Entwicklung fähig sind.

Der Philosoph Herder sagt das schöne Wort: „Man kann von der Menschheit nicht groß genug denken.“ Wenn Herder dies damals schon sagte, ehe die Menschenrechte proklamirt wurden, ehe das Zeitalter der Revolutionen begonnen hatte, ehe die Entdeckung des Sauerstoffes den Naturwissenschaften neue Bahnen anwies, ehe die Eisenschienen den Erdkreis umgürteten, die Telegraphen den Raum vernichteten und der Dampf dem Menschen die Handarbeit abnahm; — was sollte er in unserm Jahrhundert sagen, wo jeder Tag mit einem kühnen Eingriff in den alten Aberglauben und in den Urwald der Wildniß bezeichnet ist? Gewiß, man kann von der Menschheit nicht groß genug denken, wenn man sich die Zukunft aufstellt, wie sie sich unter der allgemeinen Freiheit und dem Schutze der Wissenschaften entwickeln wird. Man denke sich den kurzen, häßlichen Traum beendet, in welchem die Menschheit jetzt noch befangen ist; man denke sich die civilisirten Nationen Europa's und Amerika's von dem Banne ihrer Tyrannen und Vorurtheile, von ihren innern Zwistigkeiten und Unruhen befreit; man denke sich die glorreiche Idee des allgemeinen Völkerbundes realisirt: — welch' eine imposante, ungeheuerliche Culturausbreitung und Entwicklung wird dann statt finden, welch' eine Fülle des Reichthums wird sich dann ergeben, welch' ein Wohlstand sich über alle Schichten der Menschheit ausbreiten, welche Höhe werden Wissenschaften und Künste erreichen! Man denke sich eine geordnete, friedliche Regierung über den ganzen Erdball, aus den Repräsentanten der civilisirten Nationen bestehend, gemeinsam das Ziel der Cultivirung des ganzen Erdkreises anstrebend. Während die Confiscation der Feudal- und Kirchengüter, der Domänen etc., im Innern der civilisirten Länder selbst, dem Ackerbau ungeheure neue Territorien eröffnen würde, — man rechnet, daß allein in den preußischen Ostseeprovinzen nach Parcellirung der Domänen und Feudalgüter noch weitere drei Millionen Ackerbauer leben könnten; — während die kostspieligen Festungen an den Grenzen verschwänden, die Armeen nicht mehr die besten Arbeitskräfte der Nationen verschlängen, und kein Schutzoll die einzelnen Länder ihrer naturgemäßen

Produktion und Betriebsamkeit abtrünnig machte: könnten die civilisirten Nationen ihr Augenmerk gemeinsam auf die Colonisirung und Cultivation jener großen weiten Territorien richten, welche bis jetzt der Cultur verschlossen sind und nur einen geringen Antheil am Welthandel haben. Welch eine weite Perspektive eröffnet sich vor unsern Augen! jene unermesslichen Gebiete von Central- und Südamerika, das große Plateau von Hochasien, die ostindischen und australischen Inseln, Kleinasien, Persien, Ostindien, Nordafrika und Aegypten: alle diese unermesslichen Gebiete, deren Produktionsfähigkeit bisher dem Zufall oder egoistischen Handelspekulationen überlassen wurde, können unter einer civilisirten Regierung eine ebenso schnelle Verwandlung erleben, wie die einzelnen westlichen Regionen Amerika's, die in Zeit von einem Duzend Jahren aus Wildnissen fruchtbare Ackerfelder geworden sind. Während die natürlichen Hülfsmittel noch für viele Jahrhunderte unerschöpflich sind, ist die Kunst des Ackerbaues schon heutzutage auf eine Höhe gestiegen, und hat eine Ausbildung erlangt, welche man vor wenigen Jahren noch gar nicht geahnt hat. Man sehe die sorgfältige Landwirthschaft in Alt-England, die ausgetrockneten Seen und Sümpfe in Holland, die trefflichen Dresch- und Säemaschinen in Amerika, was sich davon zu überzeugen, welchen Verbesserungen der Ackerbau zugänglich ist, und wie sehr die Produktionsfähigkeit des Bodens erhöht werden kann. In einzelnen Gegenden Hollands und Alt-Englands kann eine ganze Familie von dem Ertrage weniger Acker ganz bequem leben, und doch ist der Boden Hollands an und für sich unfruchtbar und entweder dem Meere oder dem Sande abgewonnen. Würde einmal der Landbau auf allen Endpunkten unseres Erdballes mit eben solcher Sorgfalt betrieben, wie in Holland oder Alt-England, wach' riesige Dimensionen würde die Produktion annehmen!

Wie die Basis des ganzen Volkreichthumes, der Ackerbau, so ist auch die Industrie in einem Aufschwunge begriffen, dessen Ziel wir noch gar nicht absehen können. Jeden Tag, jede Stunde wird an der Auflösung jenes großen Problems gearbeitet, die mechanische Arbeit den Händen des Menschen zu entziehen und der Maschine zu überantworten. Die Menschheit setzt sich immer mehr und mehr in den Besitz der Naturkräfte und weiß dieselben zu ihrem Nutzen zu verwenden. Von den fernern Fortschritten der Chemie, von der Erkenntniß und Benützung der elektrischen, magnetischen Kraft u. hat man große große Verbesserungen unseres socialen Lebens und eine bedeutende Erleichterung der Beschaffung der Lebensbedürfnisse zu erwarten.

Trotz der großen Erfolge, die dieses Jahrhundert auf dem Gebiete der angewandten Wissenschaften erzielt hat, trotz der großen Fortschritte des Ackerbaues und der Industrie, sind wir doch eben nur im Anfange

der großen industriellen Entdeckungsepoche begriffen; die Benutzung und Anwendung der Erfindungen und Entdeckungen, durch welche dieses Jahrhundert sich auszeichnet, liegt zum größten Theil noch vor uns, und der Einfluß derselben auf unser sociales Leben ist noch keine historische Thatsache geworden. Wir haben vielleicht heute, in Mitten des politischen und socialen Misere noch nichts anderes gewonnen, als die sichere Hoffnung und das feste Vertrauen auf eine bessere Zukunft des Menschengeschlechtes; wir dürfen uns den Befürchtungen entschlagen, welche die ältere Nationalökonomie von einer Ueberbevölkerung des Erdballes und einer Verewigung der Hungersnoth hegte; wir haben die Ueberzeugung gewonnen, daß die Menschheit noch nicht im Greisenalter steht, sondern noch in der ersten frischen Manneskraft, daß wenn auch vielleicht die Blüthezeit der Menschheit vorüber ist, so doch die Erntezeit noch kommt. Wir glauben in vieler Beziehung an das tausendjährige Reich, d. h. wir haben die Ueberzeugung, daß das Menschengeschlecht so organisiert und mit solchen Eigenschaften und Fähigkeiten ausgestattet ist, daß es ein freies, thätiges, glückliches Leben führen kann. Der Glaube an die unendliche Vervollkommnungsfähigkeit des menschlichen Geistes ist unsere Religion; und dieser Glaube wird sich auf materiellem, wie auf geistigem Gebiete bewähren. Wird einmal die Einheit des Menschengeschlechtes, welche wissenschaftlich längst schon festgestellt ist, in unsern socialen und politischen Verhältnissen zur Erscheinung kommen, wird dieser Erdball von der Menschheit, als einem organisierten Ganzen, nach einem Plane beherrscht, schließt sich die Thätigkeit der Menschen unmittelbar an die natürlichen Hilfsmittel an, herrschen keine künstlichen, unnatürlichen Produktions- und Handelsverhältnisse mehr: dann wird es dem Menschengeschlechte wohl und behaglich auf dieser Erde werden, und es wird sich der Früchte der Anstrengungen, welche so lange vergeblich erschienen, erfreuen.

Das religiöse Gefühl und die religiöse Dogmatik.

Der Auffatz im Januarhefte der „Atlantis“ über den moralischen Werth des Unsterblichkeitsglaubens hat, wie wir in den letztern Tagen mehrfache Gelegenheit hatten, zu vernehmen, Einwendungen und Mißbilligungen hervorgerufen, welche uns eine willkommene Veranlassung geben, noch einmal auf dieses Thema zurückzukommen, und die moralische, d. i. die allgemein menschliche Bedeutung der religiösen Ideen und das Verhältniß der Gemüthswelt zur Religion näher zu untersuchen. Die

Einwendungen, welche unsere Ansichten hervorgerufen haben, sind freilich nicht in die Arena der öffentlichen Diskussion getreten; wir fanden sie in Privatgesprächen stiller Familienkreise, in denen ein religiöses Gefühl, das sich ohne allen Prunk und alle Ostentationen geltend macht, sich unsern Ansichten widersetzte. Man hätte uns von manchen Seiten gerne verziehen, wenn wir das positive Christenthum mit seinen historischen Formen, dem Kirchenthum und der Dogmatik, wenn wir alles Pfaffenthum und alle religiöse Heuchelei schonungslos über Bord geworfen hätten; aber das wir den wesentlichsten Inhalt alles religiösen Gefühls, den Glauben an eine bessere jenseitige Zukunft und an die Unsterblichkeit des menschlichen Geistes, in das Bereich unserer Kritik zogen, das mußte manches religiöse Gemüth, wenn auch nicht erbittern, so doch betrüben. Wir geben zu, daß dieses religiöse Gefühl nicht nur in den bestehenden Verhältnissen, sondern auch in der Natur des Menschen selbst, einen Grund und eine Erklärung findet; der Widerspruch, der zwischen dem Menschen, wie er sein soll, und dem Menschen, wie er ist — zwischen der idealen Menschennatur und dem faktischen Zustande derselben sich befindet, gräbt eine Kluft in dem Herzen jedes denkenden und fühlenden Menschen ein, welche nur durch die Hoffnung einer besseren Zukunft ausgefüllt werden kann. Diese Hoffnung auf eine bessere Zukunft, in welcher das Menschengeschlecht frei ist von den Schwächen und Fehlern des gegenwärtigen Lebens und Treibens, ist ein Trost, den wir selbst nothwendig haben und welchen wir keinem Menschen rauben und verkümmern wollen. Diese Hoffnung findet sich nicht nur in religiösen Kreisen; nein, dort ist sie verdunkelt und verunstaltet; ihre sichersten Garantien findet sie in der Erkenntniß der menschlichen Natur, in dem Prozeß der Geschichte, welchen der denkende Mensch niemals als einen Kreislauf ansehen kann, vermittelt dessen das Ende wieder in den Anfang zurückreicht. Der Glaube an die gute Natur des Menschen, — der wohl den entschiedensten Gegensatz unserer Weltanschauung zu der religiösen bildet, — der Glaube an die unendliche Bervollkommnungsfähigkeit des Menschengeschlechtes, die Hoffnung auf den endlichen Sieg der Freiheit und des Rechtes: dies sind allerdings Seelenstimmungen, welche nicht ganz ohne allen religiösen Anflug sind, und die Manche leicht in eine religiöse Stimmung versetzen. Wenn wir Religion als die Abhängigkeit von etwas Höherem definiren, so finden wir dieselbe in der Brust jedes Menschen, welcher allgemeine Ideen hat und dessen Bestrebungen über den Kreis seiner eigenen Interessen herausragen. Jeder Mensch, der wirklich Mensch ist, muß irgend etwas Allgemeines haben, dem er seine Persönlichkeit unterordnet, irgend Etwas, vor dem er Respekt und Ehrfurcht hat, dem er seine Liebe und Begeisterung widmet. Bei dem Einen mag es Vaterland, bei'm Andern Liebe, bei Diesem Freiheit, bei Jenem Gott

sein: der Name thut am Ende wenig zur Sache, das Gefühl ist so ziemlich dasselbe. Wohlverstanden, wir sagen hier nicht, als sei es gleichgültig, welchen Inhalt das religiöse Gefühl sich gibt; dasselbe muß erzeugt werden, wie jedes andere Gefühl, jede andere Empfindung, Neigung, Leidenschaft. Aber vorher muß die Empfänglichkeit für allgemeine Ideen vorhanden sein, die erhöhte Temperatur des Gemüthes, bei der allein die Ideen des Menschen in Fluß kommen, und der Charakter des Menschen sich in festen Formen abprägt. Ohne diese warme Temperatur des Gemüthes, diese Innigkeit des Gefühls, diese poetische Stimmung, die in und um den Menschen waltet, wird der Mensch weder zu großen heroischen Leistungen, noch zu stiller, bescheidener Zufriedenheit fähig sein. Dieses Gefühl ist eine der ersten, urprünglichen Eigenschaften des Menschen und muß und wird immer sein Recht haben. Der Grund, weshalb eine der Form, wie dem Wesen nach veraltete Religion noch so viele Anhänger zählt, liegt gerade daran, daß man diesem Gefühl noch keine andere Nahrung gegeben hat, als religiöse Illusionen, daß man der Gemüthsrichtung noch keinen andern Weg gezeigt hat, als den in die Wolken. Die Kritik und die Wissenschaft mag dem frommen Glauben noch so viel schaden; sie kommt nicht an die großen Massen des Volkes heran; die Wissenschaft flößt nur auf einer hohen Stufe der Entwicklung jene Begeisterung und Hingebung ein, welche auch das Gemüth und Gefühl mit in Anspruch nimmt; die Ideen der Freiheit und des Rechtes bewegen nur in gewissen Perioden die Massen des Volkes: sonst herrscht überall nur der abstrakte Verstand, der bornirte Egoismus, die alltägliche Klugheit, und diesen Eigenschaften gegenüber verlangt das Gemüth sein doppeltes Recht.

Namentlich bezieht sich dies auf jene Hälfte des Menschengeschlechtes, dem unsere Sitten und Zustände gar keinen allgemeinen Wirkungskreis anweisen, dessen Thätigkeit in den engen Kreis ordinärer, hausbackener und Nützlichkeit eingeschränkt ist. Wir glauben, daß die Frauen hauptsächlich nur deshalb noch an der Religion festhalten, weil ihnen keine andere Sphäre allgemeiner Ideen und Thätigkeiten geöffnet ist. Etwas muß der Mensch haben, das er mit leidenschaftlicher Hingebung, mit aller Tiefe seines Gemüthes ergreift, wobei das Gemüth sich in seinem vollen Rechte weiß; selten aber eröffnen unsere socialen Verhältnisse den Frauen die allgemeine Sphäre der Humanität. Wo allerdings es dem Weibe gestattet ist, diese Sphäre zu betreten, sich für allgemeine Ideen, für Vaterland, Freiheit zu interessiren, da zeigt uns die Geschichte ihre schönsten, liebenswürdigsten Gestalten. Wir brauchen nur an jene römische Sempronio, die Mutter der Grachen, an jene halb sagenhafte Thuisneida der altdeutschen Vorzeit, an jene Madame Roland der ersten französischen Revolution zu erinnern, um die Schönheit solcher Erscheinungen zu be-

greifen. Aber wie wenigen Frauen wird eine solche Stellung und Aufgabe zu Theil! Die meisten sind in den Kreis enger Bestrebungen und Thätigkeiten eingeschränkt, und es ist nicht zu erwarten, daß der Mann, der Geliebte, welcher der Frau nur einen Theil seiner Hingebung, Begeisterung und Thätigkeit opfern kann, ihr Herz ganz ausfüllen, ihr Gemüth ganz befriedigen werde. Da kühlt sich denn das unbefriedigte Gemüth in die Mysterien der Religion, einer Religion des Herzens, die nicht in der Kirche wohnt, die nicht sich dem Auge zeigt, und die wohl so lange gerechtfertigt erscheint, bis dem Gemüthe eine nähere und wahrere Sphäre geöffnet wird.

Diese Sphäre, — wir haben es schon oft gesagt, — ist die Kunst. Was das Gebiet der Wahrheit und Freiheit, — die Wissenschaft und die Politik, — für den Mann ist, das ist das Gebiet der Schönheit, — die Kunst und Poesie, — für die Frau, die Sphäre, in welcher der einzelne Mensch aus seiner Individualität heraustritt und allgemeine Bedeutung gewinnt, in der er das Räthsel seiner Bestimmung löst und sein eigenes Wesen erfüllt. In der Kunst findet das Gemüth sein volles Recht; sie führt uns über das Misere der Gegenwart hinaus in eine heitere, schöne Welt, in der wir uns selbst veredeln und verbessern. Das Gemüth, namentlich das weibliche Gemüth, muß Ideale haben, muß sich für irgend Etwas entzückend begeistern; Kunst und Poesie bieten die Mittel dar, allen Bedürfnissen des Herzens zu genügen. Wie ausgezeichnet die weibliche Natur zu künstlerischen Leistungen befähigt ist, dies zeigen uns tausend Beispiele, aber wir würden dies noch in viel größerem Umfange einsehen, wenn eine falsche Religiosität nicht die reinen Empfindungen des Gemüthes verzerrte und verunstaltete. Wenn auch die Männer auf dem Gebiete der Kunst und Poesie produktiver, origineller und kraftvoller sein mögen, so sind doch die Frauen empfänglicher, hingebender, phantasiereicher, idealer; sie stehen dem alltäglichen Leben und seinen widersprechenden Bestrebungen fern, und werden nicht von der Zerstretheit und Unruhe ergriffen, welche der Mann aus den Kämpfen des Tages mitbringt.

Daß diese schöne, ideale Seite fast ganz von einer unwahren Religiosität verschlungen wird, ist eine der hauptsächlichsten Ursachen der Trostlosigkeit und Langeweile des gegenwärtigen gesellschaftlichen Lebens, und hat zur Folge, daß der ideale Hauch von den Verhältnissen des Lebens verschwunden ist, und die Mufen und Grazien nicht mehr die Führerinnen unsers Lebens sind. Die Religion der Frauen beraubt die Menschheit der edelsten geselligen Genüsse.

Denn die Religion und der religiöse Glaube ist unwahr, und wie alles Unwahre, auch unmoralisch. Dies ist ein hartes Wort, aber wir sehen die Wahrheit desselben durch allen trügerischen Schein hindurch.

Die Objekte der Religion stehen mit der Vernunft des Menschen in geradem Widerspruch, so daß der religiöse Mensch seine eigene Vernunft verläugnen muß, gewiß die größte Sünde, welche der Mensch begehen kann, falls wir überhaupt den Begriff der Sünde noch zugeben. Die erste Anforderung, die wir an den Menschen stellen, ist, daß er wahr sei, d. h. daß er den Forderungen seiner Vernunft folge, daß er eine Ueberzeugung habe und ihr treu sei. Diese Anforderung steht mit dem religiösen Dogma in Widerspruch.

Mag dann auch das Gemüthsleben, der fromme Glaube, die religiöse Umgebung und Aufopferung in der menschlichen Natur einigermaßen begründet erscheinen, so ist doch die religiöse Dogmatik ein direkter Widerspruch der innersten Natur des Menschen, eine absolute Verläugnung der Vernunft und der Wahrheit. Die Sätze von der Dreieinigkeit Gottes, der Erbsünde, der Gnadenwahl u. dergleichen widerstreiten der ganzen Natur des Menschen, und es konnte keine größere Verhöhnung der menschlichen Vernunft geben, als den Glauben daran zu einer absoluten Forderung zu machen. Dieser religiösen und speziell christlichen Dogmatik entsprossen alle jene Unthaten des Mittelalters, alle jene Gräueltaten der Inquisition, von dem Scheiterhaufen des Huz bis auf das neue österreichische Concordat. Lassen wir uns daher nicht verleiten, durch eine gewisse bedingte Berechtigung, welche wir der Gemüthswelt einräumen, den religiösen Dogmen nur die geringste Beschönigung zu geben.



Die politische Situation.

Obgleich die „Atlantis“ kein speziell politisches Blatt ist, und wir auch wohl wissen, daß Manche unserer Leser keine politischen Artikel darin suchen, so glauben wir doch, die Anzeichen einer wichtigen und entscheidenden Aenderung in der Politik nicht mit Stillschweigen übergehen zu können. Die höchste Aufgabe eines Journals ist, die Gegenwart in allen ihren Bestrebungen aufmerksam zu begleiten, und unter diesen Bestrebungen nimmt die Politik den ersten Rang ein. Die Aussichten, unter denen der Kampf um die Präsidentschaft — denn um nichts anders handelt es sich gegenwärtig im Congresse — beginnt, sind für die Sache der Freiheit und des Nordens günstiger, als vor einigen Wochen zu vermuthen war. Die Erwählung Banks zum Sprecher ist zwar ein kleiner, sehr kleiner Sieg der republikanischen Partei, aber doch immer noch so vielen Demüthigungen, welche der Süden dem Norden in den letzten Jahren

zugefügt hat, ein Sieg, der einen Umschwung der Politik vorher sagt. Welch ein Lärm war es vor der Wahl, wie polterten die südlichen Mitglieder des Congresses gegen Hrn. Banks, welche Drohungen von Auflösung der Union u. dgl. im Falle der Erwählung Banks' wurden laut. Jetzt ist Banks gewählt; die Welt steht immer noch auf dem alten Flecke, und man hat noch nichts von einer Trennung der Union und einer Seccession der südlichen Mitglieder gehört. Aus solchen Thatsachen mögen die Männer des Nordens erkennen, daß alles Geschrei der südlichen Volkers nichts auf sich hat, wenn nur der Norden fest auf seiner Politik beharrt, und daß der Süden, der sich unverschämt und insolent beträgt, wenn man ihm nachgibt und sich vor seinen Drohungen fürchtet, gelindere Seiten aufzieht und seine Präntensionen mäßigt, sobald er auf gegnerischer Seite Ernst und Entschiedenheit findet. Die einzige Politik, die einer Auflösung der Union entgegenarbeiten kann, ist die Politik des Nordens, die auf Beschränkung und Eindämmung der Sklaverei gerichtet ist; diese Politik mäßigt und mildert die Ursachen der Zersplitterung zwischen Süden und Norden, und entfernt die Veranlassungen, welche zu einem Bruche führen könnten. Wir halten es deshalb für einen großen Gewinn, daß die Frage der Sklaverei jetzt in den Vordergrund aller politischen Debatten getreten ist, und in ihr sich die Bestrebungen aller Parteien concutiren. Die Bedeutung, welche die Sklavereifrage namentlich in den letzten Monaten gewonnen hat, scheint keine Dreitheilung der Parteien mehr zuzulassen; die Stellung der Prosklaverei-Knownothings und der Demokraten ist nur eine scheinbar verschiedene; die bei der Sprechermahl angebahnte Alliance beider wird sich im weiteren Verlaufe des Wahlkampfes noch weiter entwickeln. Alle andern Rücksichten, Tendenzen und Bestrebungen ordnen sich unter die Sklavenfrage; dies haben uns die ermüdenden Debatten des unorganisirten Congresses genügend gezeigt. Wir haben schon oft die Ansicht ausgesprochen, daß die Frage vereinfachen, die Frage entscheiden heißt. Stehen sich einmal die beiden großen Parteien des Landes einfach auf der Pro- und Antisklaverei-Plattform gegenüber, dann ist das große Räthsel der amerikanischen Politik gelöst.

Wir haben Aussicht dazu, daß dies vielleicht schon bei der nächsten Präsidentenwahl der Fall ist. Wir sehen, wie die verschiedenen Ismen immer mehr und mehr verschwinden und sich vor der großen Hauptfrage zurückziehen. Das Nichtswisserthum, das ebenso wie früher die Temperenzfrage, die ganze Politik in Verwirrung zu bringen suchte, hat im Congress keine entscheidende, nicht einmal eine selbstständige Stellung behaupten können, und es ist vorauszu sehen, daß dasselbe bei der nächsten Präsidentenwahl sich von dieser moralischen Niederlage, welche es sich durch die Vereinigung mit den Demokraten bereitet hat, noch nicht erholt haben wird. Diese Vereinigung der nationalen Knownothings mit den

Demokraten, — ein Ereigniß, welches die deutschen demokratischen Zeitungen mit schamlosem Stillschweigen übergehen, — ist ein bedeutender Akt der politischen Wahlverwandschaft und eine entscheidende Vereinfachung der amerikanischen Politik. Niemand, der gewohnt ist, nicht nur die äußeren Erscheinungen, sondern auch das Wesen der politischen Parteinngen und Bestrebungen in's Auge zu fassen, konnte über dieses Resultat überrascht sein — ein Resultat, welches die Absichten und den Charakter beider reaktionären Parteien, der Nichtswisser, wie der Demokraten, in's hellste Licht gesetzt hat. Daß die demokratischen Allirten der Know-nothings trotz dieser offiziellen Alliance immer noch die Republikaner der Verbindung mit den Know-nothings bezüchtigen, ist freilich das Aeußerste, was man von der Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe dieser Leute verlangen kann.

Die parlamentarischen Debatten über die Sklavenfrage finden ein lautes Echo in äußern Ereignissen. In Kansas geht der Bürgerkrieg immer noch fort und ist durch die letzte Botschaft des Präsidenten legalisirt und provoziert. Das blutige Drama in Cincinnati kann nicht verfehlen, alle Leidenschaften wieder aufzuregen. Die Spannung wird kritischer, wie sie vielleicht jemals seit Entstehung der Union war.

Es ist interessant, diese Thatfachen und den Gang, den die Sklavenfrage während der Administration Franklin Pierce's genommen hat, mit den Versprechungen, welche die demokratische Partei gegeben, und der Stellung, welche dieselbe in der Nebraskabill eingenommen hat, zu vergleichen. Die demokratische Partei und Presse fand es immer in ihrem Interesse, die Frage der Sklaverei zu umgehen und in den Hintergrund zu drängen, weil dies die schwächste Seite ihrer Politik war. Seit den Tagen des Compromiss von 1850 und der Baltimore Platform war es das deutlich ausgesprochene Bestreben dieser Partei, die Sklavereifrage aus den Debatten des Congresses zu entfernen. Die Antrittsrede Franklin Pierce's versprach feierlich, alle anregenden Debatten und Gegenstände zu vermeiden, wie denn auch die Wahl von Pierce eben auf jenes in der Baltimore Platform enthaltene Versprechen hin stattgefunden hatte. In der Nebraskabill endlich wurde als Prinzip festgesetzt, daß der Congress sich nicht um die Frage der Sklaverei zu bekümmern habe, und dieselbe lediglich die Sache der einzelnen Staaten sei. Wie aber wurden diese Erklärungen, Versprechungen und Gesetze gehalten? Die letzte Botschaft des Herrn Pierce enthält in dem von der innern Politik handelnden Theile fast nichts, als eine Bertheidigungsrede der Sklaverei, eine Befürwortung ihrer Ausbreitung und eine Anklage gegen die nördlichen Gegner derselben. Im Congress wird jeden Tag über die Sklavenfrage debattirt; sie war die entscheidende Frage während der langwierigen Verhandlungen über die Sprecherwahl. Der Präsident findet sich veranlaßt, seiner

ersten Proklavereibotschaft noch eine zweite über Kansas zuzustellen, worin er die Vermittelung der Executive in den Kansaswirren ankündigt. Unter dessen fangen die Beamten der Föderalregierung in Cincinnati und anderswo flüchtige Sklaven; unter den Augen der Bundesbeamten färbe das von der Mutter vergossene Blut des Sklavenfindes ein Institut, das nach den Worten der Nebraskabill den Congress und den Bund nichts angeht, sondern lediglich ein Institut der einzelnen Staaten ist.

Nun, es ist doch wenigstens gut, daß man die Vergeblichkeit anerkannt hat, die Sklavenfrage in den Winkel zu schieben und aus dem Congresse zu entfernen. Jedes Wort, das über das Institut der Sklaverei in den Hallen des Capitols gesprochen wird, — es mag von Süd oder Nord her tönen, — ist ein Nagel am Sarge desselben. Jede Kritik der Sklaverei ist eine Beurtheilung desselben. In dieser Beziehung ist die Kansas- und Nebraskabill, welche die eiternde, blutende Wunde der Republik immer offen hält, welche immer die Augen der Nation auf diese nationale Misere hinrichtet, die jeden Augenblick neues Material liefert zur Kritik und Beurtheilung dieses Institutes, eine große Wohlthat für das Land und eine permanente Aufforderung an alle Freunde der Freiheit, den Uebergreifen der Sklavenhalter ein *Ceterum Conseo!* entgegen zu donnern.

In dieser Beziehung stimmen wir mit denjenigen Freunden der Nebraskabill überein, welche von derselben eine Einschränkung und endliche Vernichtung der Sklaverei erwarten. Der Vortheil einer solchen vorsichtigen, aber entschiedenen Anti-Sklaverei-Politik würde sich nicht nur auf die Sklaverei selbst beziehen, sondern auf das ganze Gebiet der Politik, auf die öffentliche Moral, auf das Rechtsbewußtsein und die Intelligenz des Volkes. Wir waren immer der Meinung, daß die Frage der Sklaverei die Regier selbst am wenigsten angehe, daß sie viel mehr eine weiße, wie eine schwarze Frage sei. Die Sklaverei ist eine Fälschung der republikanischen Institutionen Amerika's, deren Wirkungen und Resultate in allen andern politischen und socialen Gebieten erkennbar sind. Namentlich die Corruption, an welcher alle Verhältnisse des amerikanischen Lebens leiden, ist in dem Institute der Sklaverei prinzipiell begründet; die Sklavenhalter vertreten die Aristokratie, das große Capital; — die Herrschaft, welche sie in den letzten Jahren über den Congress ausgeübt haben, war eben eine Herrschaft des großen Kapitals. Ist diese Herrschaft einmal gestürzt, so kann man erwarten, daß auch mehr Ehrlichkeit, Gewissenhaftigkeit und mehr Anstand in der Politik herrschen werde, wie bisher. Denn man kann ohne Uebertreibung sagen, daß die meisten schlechten und gemeinen Elemente sich in der demokratischen Partei, wie in einer gemeinsamen Senkgrube, angesammelt haben, und daß also durch die Besezung dieser Partei die gefährlichsten Elemente vom politischen Schau-

plazę hinweggedrängt werden. Hierzu ist durch die Wahl von Banks der erste Schritt geschehen, und wir betrachten diese Wahl als eine Aufmunterung und eine Garantie für die nächste Präsidentenwahl.

Daß die central-amerikanische Frage gerade auch nur in Bezug auf die Präsidentenwahl vom Publikum, wie von den verschiedenen politischen Parteien betrachtet wird, bracht wohl nicht näher nachgewiesen zu werden. Für Herrn Pierce und die demokratische Partei ist Central-Amerika dasselbe, was für Louis Napoleon die Krim ist, nämlich ein Mittel, sich eine vorübergehende Nothwendigkeit zu verschaffen. Uns scheint die central-amerikanische Frage in diesem Momente noch nicht zu einer thatsächlichen Lösung geeignet, wenn wir auch zugeben, daß dort der Punkt liegt, wo Alt-Europa und Amerika vom ersten miteinander in Conflict kommen können. Wir betrachten das „manifest destiny“ Amerika's als ein sehr zweideutiges und unzuverlässiges Ding, so lange die demokratische Partei und das Sklavenhalterthum der hauptsächlichste Träger desselben ist. Jeder Conflict mit Europa übrigens wird voraussichtlich die Macht des Südens und des Sklavenhalterthums brechen, und eine neue Erschütterung der Ideen, eine Wiederbelebung der revolutionären Ansichten hervorbringen, welche dieser Republik nur zum Vortheil gereichen kann. Die Union hat von Europa nichts zu fürchten, sobald sie im Namen der republikanischen Ideen, und nicht im Namen der Sklaverei dem monarchischen Europa entgegentritt.

Wie gesagt, der erste Schritt zu den Ereignissen dieses verhängnisvollen Jahres ist geschehen, und wir sind überzeugt, daß wir während desselben noch viele wichtige Begebenheiten und Katastrophen zu berichten haben. Die Friedensgerichte in Europa entmuthigen uns nicht; die europäischen Zustände sind nicht der Art, daß man sie ohne Weiteres wieder in das alte Geleise schieben könnte. In Amerika, wie in Europa liegt viel Zündstoff aufgehäuft, und es bedarf nur einer geeigneten Veranlassung, es bedarf nur eines günstigen Zufalles, um die ganze Geschichte zum Explodiren zu bringen.

Urwald und Ruinen.

(Aus einem Cyclus von Gedichten.)

(Fortsetzung, siehe Novemberheft 1855.)

IV.

Du fragst, wo bleiben meine Lieder?
Mein Kind, horch' nicht auf sie,
Blick' nicht in jenen Krater nieder
Erstorb'ner Poesie.
Horch' auf des Frühlings Waldgesänge,
Schau' in der Sonne golden Licht;
Dort findest Farben Du und Klänge,
In meinen Liedern nicht.

Mein Lied, es ist kein Frühlingslied,
Das durch die Wälder klingt,
Vor dem der Winter flieht,
Bei dem das Eis zerspringt:
Kein Lied, in dem der Hoffnung Flamme glüht,
Bei dem der Liebe frische Rose blüht,
Das Herz an Herz und Lipp' an Lippe zieht,
Und jubelnd ein Geheimniß Dir verrieth.

Mein Lied, es ist kein lauter Glockenklang,
Der zum Gebet die fromme Menge ruft,
Nicht sanfter Flötenton, nicht Orgelklang,
Kein Wiegenlied, kein Lied an stiller Gruft.
Willst du dich freuen, suche andere Lieder,
Und willst du weinen, komme nicht zu mir.
Mir ist die Lust, das Leid auch schon vorüber,
Und keine Täuschung kann ich bieten dir.

Mein Lied, es ist ein Windstoß, schrill und kalt,
Der durch die Wildniß braust.
Er pfeift durch Prärien und durch Wald
Daß es den wilden Thieren graust.
Es stäubt der Schnee, es ächzt der Baum
Bei Urwald's Winterlied,
Es schiebt vor ihm der letzte Traum,
Der deiner! Jugend blüht.

V.

(Auf einer Schlittenfahrt von Monroe nach Toledo.)

Fort, fort! Laß Roß und Schlitten fliegen,
Schnell durch den winterlichen Wald!
Das ist ein köstliches Vergnügen,
Doch heute ist es fast zu kalt.
Schön liegt der Wald im weißen Kleide;
Hell spielt die Sonne auf dem Schnee:
Doch weht der Wind mit scharfer Schneide.
Vorwärts! Bald winkt uns schon der See.

Wie aus dem Schnee die Bäume ragen,
Das ist ein schwarz-weiß preussisch Bild!
Kaum kann der Wald die Bürde tragen,
Er ächzt, von Schneelast angefüllt;
Hier streben noch die stolzen Eichen,
Die noch kein Wetter hat geschreckt;
Dort liegen schon des Urwalds Leichen,
Mit Winters Leichentuch bedeckt.

Still ist es rings; nichts tönt, als Peitschenschlag,
Und Hossesstampfen durch den weiten Wald;
Ein Ast, der eben unter'm Schnee'e brach,
Und dessen Krachen weithin wiederhallt.
Der blaue Specht klopft an den hohlen Baum,
Der schlaue Fuchs schleicht still bedächtig weiter:
Sonst ist es leblos in dem weiten Raum,
Und unsere Träume nur sind uns Begleiter.

Was seh' ich, Dämme, künstlich aufgeführt,
Und Pfähle, Schwellen, Balken dort zur Seite!
Welch Menschenwerk hat sich hieher vertritt,
Und wurde schon so früh' der Wildniß Beute?
Verfallne Eisenbahn *) mit Dämmen, Brücken,
Versteckt im Schnee und überdeckt mit Zweigen,
Kaum erst gebaut, und schon in tausend Stücken, —
Wie kaum man mir ein solches Schauspiel zeigen!

*) Der Unterbau der Monrothe-Eisenbahn, einer verunglückten Spekulation aus den dreißiger Jahren, vermodert dort.

Im Urwald schon Ruinen, — welsch ein Bild!
Ein Bild von wilder, ungemessner Eucht,
Von hast'ger Habgier, die sich nimmer stillt,
Die schon im rauhen Urwald Schätze sucht.
Vorwärts, vorwärts drängt sich die wilde Flucht;
Der Beutesucher, vorwärts! heißt es wild:
Doch die Natur in ihrem ruh'gen Walten
Bringt bald den wilden Beutesturm zum Halten.

Im Urwald schon Ruinen. — Der Gedanke
Des Menschen kennt nicht Raum, nicht Maaß und Schranke.
Ein kleines Beispiel hier im großen Leben,
Indem wir Alle rastlos voranstreben.
Wir Alle woll'n der Zukunft Blüthen pflücken,
Eh sie des Frühling's Sonne wachgeküßt;
Doch sehn wir unsre Pläne schon zerstückt,
Eh' noch der erste Sieg gewonnen ist.

Im Urwald schon Ruinen! fort nach Westen!
Nach Kansas' fort! Vertreibt den rothen Mann!
Fort mit der Zukunft letzten, letzten Resten;
Greift schnöb' der Kinder Eigenthum schon an!
Schon jetzt ist Urwalds ferne Einsamkeit
Dem Bürgerkrieg, der Sklaverei geweiht;
Und dort, wo noch der Wildniß Eichen ragen,
Dort muß man jetzt Ruinen schon beklagen.

Im Urwald schon Ruinen! Heimathland
Der Freiheit, stolze Riesenrepublik!
Raum, daß der Freiheit erste Säule stand,
So brach sie schon in Trümmer, Stück für Stück.
Noch deckt der Urwald diese weiten Räume,
Doch in Ruinen liegt der Freiheit Dom:
Vorwärts! Vorwärts! Was sollen diese Träume,
Kalt weht der Wind und Abend hämmert schon.

VI.

Liebchen, kennst du die Währ', wie einst der treffliche Maler
Mit einem Zug des Pinsels die lachenden Mienen des Kindes
Wandelte in ein weinendes Antlitz? — So geht es uns oftmal,
Wenn wir die Welt und uns selbst und unser Zukunft betrachten.

Rosig erscheint uns oft im frischen Lenz das Leben ;
Lustig haucht der Wind uns an mit Frühlingsgerüchen ;
Sonne spiegelt sich herrlich im Fluß, in dem wir erblicken
Schöner Erinnerungen und schönerer Hoffnungen Bildniß.
O, dann vertrauen wir uns und unserem Schicksale Alles,
Danken uns groß und edel, erfüllt von dem Hauche des Gottes,
Glauben, daß wir noch Glück, ja daß wir noch Liebe verdienen,
Fühlen in unserer Brust ein großes, gewaltiges Streben,
Denken uns Menschen zu sein, wie der Dichter die Menschen sich bildet,
Gute, genießende, glückliche Menschen, denen das Schicksal,
Denen der Tod selbst nur als ein freundlicher Engel erscheint.
Das ist ein seltenes Glück ; doch öfters kommen die Stunden
Träge und trübe daher, ein trauriges Leichengefolge
Längst gestorbener Wünsche und nie vergessenen Hoffens,
Stunden, wo wir den Muth verlieren, die Zukunft zu glauben,
Wo wir den Muth verlieren, in's eigene Herz uns zu schauen,
Und Erinnerung an früheres Glück selbst nur Gift ist und Stachel.
Liebchen, da hilft kein Trost, da hilft kein Lächeln und Rosen ;
Selbst nicht des Dichters Lied vermag den Kummer zu lindern ;
Selbst Musik, die süßen, weichen, schmeichelnden Töne
Regen nur mehr noch auf den nagenden, heimlichen Kummer,
Gießen nur neues, glühendes Gift in die blutende Seele. —
Solcher Stunden verlebt' ich schon viel ; doch wo ist der Maler,
Der mit dem Pinselstrich das Weinen in Lachen verwandelt ?
— Alle sind wir ja Kinder, denn Launen beherrschen uns Alle.

VII.

„Kommt, Kinder, kommt.“ — „O, Mutter, es ist kalt,
Wir können nicht mehr weiter.“ — „Kinder, fort,
Nur immer fort und fort, wir finden bald
Den längst ersehnten, sichern Ruheort.“
Wild heult der Wind durch Prärie und durch Wald
Und übertönt der Kinder flehend Wort.
So geht es fort, das Kind neben dem Greise :
Ein armer Bettlerzug. — Wohin die Reise ?

Dort, seht ihr den Ohio ? Prächtig blinkt
Des Eises Spiegel in der Wintersonnen !
Dort liegt das Land, das Sklaven-Freiheit winkt,
Der letzte Schritt noch, und dann ist's gewonnen.

O, Winter, bist oft hart und ungestüm,
Doch bauest du den Sklaven sch're Brücken,
Dank dir! — Da ziehn die armen Neger hin,
O möge ihnen ihre Flucht doch glücken!

„Leb' wohl du Heimathland, du sonniger Süden,
Leb wohl! Schon weht um uns der kalte Nord.
Lebt wohl, ihr Armen, die ihr dort geblieben,
Ihr Brüder, Schwestern, hört das Abschiedswort:
Bald kommt der Tag, die Sklaven kommen wieder,
Es weht der Freiheit Banner Süd und Nord.
Bald kommt der Tag, wo alle Menschen Brüder!“
Es tönt der Negermutter Abschiedswort.

Die Flucht gelingt, der Fluß ist überschritten,
Doch noch verfolgt sie des Gesetzes Fluch.
Sie bergen sich in ihrer Bruder Hütten,
Um auszuruhen für den Weiterzug.
Doch horch! was lärmt es dort auf Markt und Gassen,
Wälzt sich zur armen Neggerhütte hin?
Die Jagd ist los, der Bluthund losgelassen,
Das Wild ist da und groß ist der Gewinn.

Und Schuß auf Schuß und Schlag auf Schlag, es kracht
Die Thür', sie wankt; ein Stoß noch und sie fällt.
Die Mutter nimmt ihr Kind, wahnsinnig lacht
Sie, während sie es in den Armen hält.
Ein rascher Stoß, — und dann ist es vorbei,
Frei ist das Kind, denn Tod Tod und Grab macht frei.
Ein Opfer ist der Sklaverei genommen:
Jetzt mögen nur die Hund' und Häscher kommen.

Sah't ihr im Kapitol in Washington
Die großen Bilder alter Zeiten schon?
Columbus schaut mit stolzem, ernstem Sinn
Zur neuen Welt, Westindiens Küste, hin.
Die Plymouth Pilger, Flüchtlinge, wie heute, —
Wo auch der Freimann des Erles Brute, —
Die Pacahontas, lieblich, engelsmild,
Washington's edles, ernstes Helmbild.

Welch schöne, köstliche Erinnerungen!

Ber wäre nicht von Ehrfurcht hier durchdrungen!

Doch ein Bild fehlt noch in den weiten Hallen,

Es würde ganz besonders gut gefallen.

Die Regermutter, mit dem blutenden Kind,

Die Häfcher und die Hunde, die im Namen

Der Union, das Wild zu fangen, kamen. —

— Meint ihr nicht, daß dies Bild den Preis gewinnt?

— 00 —

Der Tausch.

(Eine Erzählung.)

Es ist uns in unserer aufgeregten, bewegten Zeit, die reicher an Katastrophen und Effekten, wie an Gefühlen und Leidenschaften ist, kaum möglich, uns in jenes naive, einfache Leben zurückzuversetzen, das die klassischen Dichter, Bosc in seiner „Louise“, Goethe in „Dermann und Dorothea“, Eberhard in seinem „Hannchen und die Ruchlein“, so trefflich zu schildern wußten. Das menschliche Leben mit seinen Leidenschaften und Ereignissen fließt in jenen Gedichten so friedlich und ruhig dahin, wie ein Wiesenbach, der bedächtig zwischen den Blumen und Gräsern dahin murmelt, und manche kleine Windungen und Krümmungen macht, bloß um zu zeigen, daß er nicht damit eilt, in den wilden Wellen des Flusses sein idyllisches Sonderleben aufzugeben. Die Leidenschaften unserer Tage haben mehr das Ziel, wie den Weg selbst im Auge, und daher ist das Leben keine Idylle, kein Epos mehr, sondern ein Drama, leider häufig eine Tragödie. Indessen hat auch das Drama seine idyllischen Scenen, und wenn wir von der großen Heerstraße des Lebens ablenken, finden wir manchmal noch jene stillen, patriarchalischen Hütten, jene freundlichen Dörfer, in denen die menschliche Leidenschaften, die wild und verworren in der großen Welt umhertoben, noch ihren naiven, einfachen Charakter bewahrt haben.

Wenige Meile von Berlin, jener Stadt, die am meisten von allen europäischen Hauptstädten sich der Gemüths- und Gefühlswelt entfremdet hat, finden wir stille, friedliche Dörfer, in dichten Fichtenwäldern begraben, deren Ruhe und Stille einen seltsamen Gegensatz gegen das geräuschvolle Leben der großen Stadt bildet. Die kleinen Landschaften, welche die Spree und die Havel bildet, geben der einförmigen, anspruchlosen

Landschaft einen eigenthümlichen Reiz. Mit Recht wird besonders Zegel und der Tegeler See allgemein als eine Naturschönheit gepriesen, ob wir auch nicht recht wissen, worin der Reiz besteht, welchen diese melancholische Landschaft auf uns ausübt, wenn es nicht vielleicht das Grab und das Denkmal jenes großen Philosophen Wilhelm von Humboldt ist, der dort am Ufer in dem Schatten von Cypressen und Trauerweiden schläft. Der ruhige, schweigende See, selten durch ein Segel oder ein Fischerboot belebt, noch seltener durch Stürme aufgeregt, ist von einem schmucklosen Kranze von Fichtenwäldern, die wegen der armen Gegend nur ein kümmerliches Ansehen haben, umgränzt; hie und da ragt eine Landzunge in das Wasser oder taucht eine kleine Insel auf: dies ist die ganze Scenerie. Und doch liegt ein unbeschreiblicher Reiz in dieser Gegend, den man selbst empfindet, wenn man von den lachenden Ufern der Schweizer Seen oder von den Ruinen des Rheins herkommt. Es mag sein, daß dieser Reiz gerade durch die Einförmigkeit der Gegend hervorgebracht wird; nichts zerstreut und verwirrt uns hier, und wir sind allein unsere Erinnerungen und Phantasien überlassen.

Das Dorf Zegel selbst liegt allertieft um eine Bucht herum; dort, wo sich eine schmale Landzunge in den See hinein streckt, steht unter den Zweigen der Linden versteckt, die Dorfkirche. Dort in dem Pfarrhause war der größte Schmuck, die Perle der reizenden Landschaft. Seit der „Pfarrerstöchter von Taubenheim“ und Boffens „Louise“ sind natürlich vorzugsweise die Pfarrerstöchter die Heldinnen der Idyllen und Romane, aber unter all den Pfarrerstöchtern, welche den schüchternen Candidaten den Kopf verrückt haben, und dem Romanschreiber den Stoff geben, war gewiß Laura nicht nur die schönste, sondern auch die bescheidenste. Die wenigen Leute aus der Stadt, welche das Mädchen kannten, nannten sie die Fee des Sees, und in der That konnte ihr keine passendere Bezeichnung gegeben werden. Aufgezogen in der dörflichen Stille, in der einförmigen, melancholischen Gegend, war sie gewissermaßen ein Bild der um sie liegenden Landschaft. Ohne den Anforderungen einer regelmässigen, vollkommenen Schönheit zu entsprechen, hatte sie doch ungemein viel Anmuthiges und Gefälliges in ihrem Wesen, das man um so mehr merkte, je weniger sie es zu zeigen versuchte. Ihre dunkelbraunen Locken begränzten das Antlitz, wie die dunklen Fichtenwälder den See umkränzten, und dieses Antlitz war gerade so ruhig, klar und heiter, wie der Spiegel des Sees. Das Nachdenkliche, Sinnige, das in der ganzen Gegend lag, war auch in ihrem Wesen ausgedrückt; die Strahlen ihres Geistes schienen sich mehr nach Innen, wie nach Außen zu wenden; die vollständigste Anspruchslosigkeit umgab die Schätze ihres Gemüths mit einem Schleier, an den Niemand zu rühren wagte. Wer ihr ganzes Wesen in einem einzigen Ausdruck zusammen fassen wollte, der mußte sie

fromm nennen, nemlich fromm, nicht was das Glauben, sondern was das Empfinden anbetrifft; hingebend, aufopferungsfähig, voll Ehrfurcht und Pietät gegen das, was ihr als heilig anempfohlen war, eine jener tiefen Naturen, denen es unmöglich ist, irgend eine Sache, — und sie mag noch so klein sein, — gleichgültig, leichtsinnig oder gar frivol zu behandeln. Ihre Abgeschlossenheit von der Welt, ihr stilles, dörkliches Leben hatte die Widerwärtigkeiten und Widersprüche der Welt fern von ihr gehalten; ihre Seele war noch nicht zerrissen von dem Widerstreite entgegengesetzter Empfindungen und Leidenschaften; die Welt des Verstandes und Gemüthes hatte sich bei ihr noch nicht getrennt, und die Pflichten und Reigungen wandelten einträchtig denselben Weg.

Es schien auch so bleiben zu wollen, und selbst die Periode, welche für die Ruhe der Herzen der jungen Mädchen so sehr gefährlich ist, für sie ohne weitere Aufregung vorüberzugehen. Walter war der Name eines jungen Candidaten der Theologie, den man allgemein als den Bräutigam Laura's betrachtete, und welcher sich selbst auch dafür hielt. Es war ein Verhältniß zwischen Weiden, das sich von selbst zu verstehen und keiner weitem Erklärung zu bedürfen schien. Miteinander aufgewachsen, von demselben Alter, derselben Erziehung und religiösen Weltanschauung, in den gleichen Verhältnissen war es ja natürlich, daß die Weiden ein Paar werden mußten. Zudem war es bestimmt, daß Walter der Nachfolger von Laura's Vater im Predigtamt werden sollte; es ist ja eine bekannte Sache, daß die Predigtämter in Deutschland entweder auf dem Wege der Erbschaft oder der Heirath übertragen werden. Die Brautchaft schien also fertig, ohne daß es eines besonderen Romanes und aller jener Aufwallungen der Leidenschaft, die sonst bei solchen Sachen vorzukommen pflegen, bedurft hätte. Was Laura anbetrifft, so betrachtete sie ihr Verhältniß zu Walter als eine sich von selbst verstehende Pflicht, über die nicht weiter gegrübelt und nachgedacht zu werden brauchte; Walter war ihr lieb und werth, und verdiente ihre Achtung, dies war genug.

Walter, — nun wir haben wohl nicht nothwendig, eine Charakteristik eines Candidaten der Theologie zu entwerfen, denn sie sehen sich fast Alle so ähnlich, wie Ein Ei dem andern, — war ein junger Mann von tüchtigem wissenschaftlichen Streben, von ästhetischer Bildung und freisinnigen, modernen Ansichten. Er hatte auf der Uni:erstät Berlin die damals noch gebotene Gelegenheit benutzt, Philosophie zu studiren, und kam nicht, wie die meisten der heutigen Theologen, als ein pietistischer Kopfhänger heim, sondern als ein Mensch von ernstem Streben und geraden, humanen Ansichten. Er betrachtete das Amt, zu dem er bestimmt war, als das Amt eines Erziehers und Lehrers, und würde in dieser Ansicht von dem alten Pfarrer, dem trefflichen Vater Laura's, vollständig unterstützt.

Man kann sich denken, in welcher liebevoller Eintracht diese Menschen, die scheinbar schon jetzt eine Familie ausmachten und durch ihre Natur, wie Erziehung ganz besonders für einander geschaffen zu sein schienen, miteinander lebten. Ihr Leben war so ruhig und glatt, wie der See, dessen Wellen die friedliche Pfarrwohnung umspielten, und in welche die Kirben ihre Blüten und Blätter streuten.

Aber auch das kleinste, bescheidenste Leben soll in unserm Jahrhundert nicht von den Wogen und Stürmen der Weltgeschichte verschont bleiben. Es war nach einem langen, kalten Winter einer der ersten warmen Frühlingstage, der die Beiden hinaus lockte. Walter ruderte mit Laura in einem Fischernachen hinaus in den See; die erste warme Frühlingluft stimmte Laura glücklich; wenn man so in und mit der Natur lebt, wie diese Dorfbewohner, wird man für jede Wohlthat der Natur doppelt empfänglich. Es war ein schöner Abend; die Sonne überpürperte mit ihren letzten Strahlen den Himmel und den See, und als Laura zum Klange der Abendglocken ein Lied sang, da schien die ganze Natur in Aebtung versunken zu sein. Möglich aber hörte man in der Ferne einen Donner, der die Gedanken der Beiden vom Glockenklang und Abendlied ablenkte. Es war Kanonendonner; man konnte die einzelnen Schüsse zählen. Anfangs meinte Laura, es rührten die Schüsse vom Schießplatze der Artillerie bei Tegel her; aber der Donner kam von einer andern Richtung; es war kein Zweifel: als die Beiden nach Hause kamen, fanden sie schon Fruchtlinge von Berlin vor, welche die Ereignisse der Märzrevolution meldeten.

Walter stand, seiner ganzen geistigen Richtung und Erziehung nach, zu sehr in Uebereinstimmung mit den Ideen der Revolution, als hätte er ein gleichgültiger Zuschauer der aufgeregten und stürmischen Scenen, welche jetzt folgten, sein können. Die Ideen der Revolution waren schon seit längerer Zeit in dem Bewußtsein des Volkes vorhanden, und namentlich auf den Universitäten unter der jüngeren Bevölkerung lebhaft vertreten. So eifrig indessen Walter den Gang der Revolution verfolgte, und so vergebliche Anstrengungen er mit Andern machten, die Bewegung in Fluß zu erhalten, so mischte er sich doch nicht persönlich in das geräuschvolle Leben der Volksversammlungen, die gerade in Berlin mit allem Geräusche und übertriebener Wortfertigkeit abgehalten wurden. Mancher ehrsame berliner Bürger erinnert sich noch wohl mit Schrecken an jene Zeit, wo jede Straßenecke sich zur Rednertribüne für irgend einen Agitator hergab, wo unter den Zelten jene himmelsstürmenden Reden gehalten wurden, wo der Gensdarmen-Markt der Schauplatz der wildesten Scenen war, und in all dem Lärmen und Treiben sich die Revolution in einen — berliner Witz auflöste. In all dem geräuschvollen Treiben zeigte sich besonders aus ein Studiengenosse Walter's, Fri-

dolin, ein Mediziner, dessen ganzes Dichten und Trachten wenig zu seinem fremden Walladen-Namen paßte. Fridolin, durch seine Erziehung und seinen Beruf ein vielleicht etwas zu einseitiger Materialist, zeigte sich in seinem ganzen Benehmen als ein sceptischer, frivoler Mensch, der über eine Sache, für welche er vielleicht Leben und Freiheit einsetzt, spotten konnte. Ein unruhiger, unzufriedener Geist trieb ihn an, in den einzelnen Scenen der Revolution Aufregung und Zerstreuung zu suchen; man sah ihn bald hier, bald dort; wo der dichteste Menschenhaufe zusammen war, und die Stimme des Redners am lautesten tönte, da war ganz gewiß Fridolin zu finden. Sein frivole Laune, sein beißender Witz, seine rücksichtslose Sprache machten den jungen Mediziner zum Liebling der großen Massen des Volkes; er wußte gerade den Ton zu treffen, der zum Herzen des Volkes bringt, und so kam es, daß er in jenen Tagen eine große Popularität fand.

Aber die Popularität war nicht das Einzige, was Fridolin seinem Witz in seiner Beredsamkeit verdankte. Es lebte damals in Berlin in der Wilhelmstraße eine Dame, welche einige Wochen lang die Neugier des sonst so veränderlichen berliner Publikums fesselte. Amalie war Eine von den unabhängigen, emancipirten Damen, welche man in Deutschland häufiger und entschiedener ausgebildet findet, als selbst in dem emancipationslüchigen Amerika. In Amerika besteht die Frauenemancipation mehr in äußerlichen, in geselligen Formen oder beschränkt sich wohl gar nur auf die Kleidung. Aber in Deutschland giebt es Frauen, die sich wirklich emancipirt, die nicht nur die Vorurtheile ihres Geschlechtes, sondern auch ihrer Zeit abgelegt haben, die nicht nur ihrem äußern Auftreten nach, sondern ihrer ganzen Bildung und Weltanschauung nach unabhängig sind. Zu diesen Frauen gehörte Amalia. Mit einer vollen imposanten Figur und den regelmäßigen Zügen verband sie alle Eigenschaften, die nothwendig sind, um in der Gesellschaft zu glänzen. Von guter musikalischer Bildung, mit den Werken unserer Dichter und Philosophen wohl vertraut, mit Witz und Phantasie begabt, immer heiter und guter Laune: so mußte sie natürlich Reiz und Anmuth überall verbreiten, und der Liebling derjenigen Circle werden, die sich ihrer Gesellschaft erfreuen durften. Diesen Eigenschaften verdankte Amalie es auch, daß sie überall gern gesehen wurde, obgleich sie eigentlich fremd und freundlich in der großen Stadt war, und die bösen Eieben, welche eifersüchtig auf das reizende und gefeierte Weib waren, allerlei Gerüchte über sie und ihre Vergangenheit zu verbreiten suchten. Anscheinend wohlhabend, lebte Amalie übrigens für sich, ohne sich um die andern Leute zu kümmern, und zeigte auch in ihrem äußern Leben und Auftreten die Unabhängigkeit, welche sie auf geistigem Gebiete erobert hatte.

Eine solche Gestalt war gerade dazu geeignet, in einer Umwälzungszeit der Mittelpunkt der strebsamen, revolutionären Kräfte zu sein; sie interessirte sich sehr für die Sache der Revolution, und in ihrem Hause fand man die Koryphäen derselben oft versammelt. Wenn die preussische Revolution von 1848 einen solchen Umfang und eine solche Bedeutung erlangt hätte, wie die erste französische Revolution, dann würde man die Wohnung Amaliens vielleicht mit dem Hause jener lebenswürdigen Madame Roland verglichen haben, in dem die feurigen Jünglinge der Gironde und die stürmischen Männer des Berges ihre Zusammenkunft hatten. Daß Fridolin einer derer war, welche ihr Haus am häufigsten besuchten, kann man sich denken, da er wohl merken konnte, daß er dort gerne gesehen wurde. Amalie und Fridolin paßten zu gut zusammen, als daß sie sich nicht gern und oft gesehen hätten; sie war eben so witzig und spöttisch, wie Fridolin sarkastisch und humoristisch; ihre Ansichten waren eben so unabhängig, ihr Betragen ebenso frei, wie das ihres Freundes; die Ansichten und Bestrebungen beider waren dieselben. Beide glaubten zudem, gar nicht nothwendig zu haben, ihre gegenseitige Zuneigung zu verheimlichen; sie zeigten auch darin eine Unabhängigkeit von der öffentlichen Meinung, wie man natürlich Amalien übler nahm, als Fridolin. Ueberhaupt sind die Zeiten der Revolution die Zeiten der Aufregungen und Leidenschaften; die „Lokomotive der Weltgeschichte“, wie man die Revolution genannt hat, bringt auch die Gefühle und Leidenschaften der Menschen mit Dampfkraft vorwärts. Die letzte Revolution hat viele Herzensbündnisse zerrissen, aber wir glauben, nicht falsch berichtet zu sein, wenn wir sagen, daß sie noch mehr gestiftet hat.

Die politischen Bestrebungen und die Freundschaft aus der frübern Universitätszeit führten Fridolin und Walter oft zusammen, und so konnte es denn nicht fehlen, daß auch Walter das Gl & hatte, die gefährliche Fremde, die schon so manchem jungen Manne den Kopf verdreht hatte, kennen zu lernen.

Als Walter von dem ersten Besuche aus dem gastlichen Hause Amaliens zurückkam, war er fast erzürnt Fridolin fraate ihn mit verzeihlicher Eitelkeit, wie ihm seine Freundin gefallen habe. Walter sagte: „Ich bin böse auf sie. Sie ist kein Weib. Sie macht sich lustig über die Gefühle, die uns heilig sind, und nimmt nur deshalb an unsern Bestrebungen Theil, um ihrer und unserer zu spotten. Sie ist frivol, kokett, weiß, daß sie dir und andern Leuten den Kopf verrückt hat, und hat ihren Spaß daran. Sie ist nicht das, was ich von der Freundin, der Geliebten, der Frau wünsche. Sie paßt mehr in den Salon, wie in das Haus, mehr für das öffentliche Leben, wie für die Familie. Es scheint mir, als wenn sie schon viel durchgemacht hätte, als wenn sie nicht viel darnach fragte, Jemanden zu ruiniren; ich möchte nicht ihre Verrangenheit wissen.“

In solcher Weise drückte sich Walter über Fridolin's Freundin aus, und seine philistrischen Bemerkungen, wie Fridolin sie nannte, gaben diesem willkommene Veranlassung zu spöttischen und sarkastischen Bemerkungen. In der That war Walter verstimmt über eine weibliche Erscheinung, die so ganz von den Träumen seiner Phantasie und den Idyllen seiner Jugend verschieden war, und benutzte die Erscheinung Amaliens nur, um Vergleichen zwischen ihr und Laura anzustellen, die zu begeisterten Hymnen und Apologien für die letztern wurden. Fridolin spottete in seiner gewohnten Laune über den frommen, schäferhaften Freund, und drohte ihm, daß er ihn in einem Musenalmanach setzen lassen wollte. „Uebrigens bin ich neugierig," sagte er, „dein unschuldiges Täubchen kennen zu lernen; die Beiden redeten für den andern Tag einen Besuch im Pfarrhause ab.

Laura war während dieses Besuches stiller und nachdenklicher, wie sonst; ob es ihr nicht gefiel, daß Walter sich so viel in das Treiben der großen Stadt mischte, oder ob sonst ein anderer Grund vorlag; genug, man sah ihr an, daß sie sich Zwang anthat, um die Gesellschaft mit ihrer gewohnten Anmuth und Liebenswürdigkeit zu unterhalten. Fridolin schien dagegen ganz in seinem Elemente; er war lauter Witz und Leben, und zeigte sich in seiner brillantesten Laune.

Wie gefällt dir mein Freund? fragte Walter seine Braut am andern Tage. „Er ist ein unerträglicher Schwäzker", meinte Laura. Die Damen der Residenz müssen sehr leichtsinnig sein, wenn sie immer solchen frivolen Ton in ihrer Gesellschaft dulden. Sachen, die uns heilig sind, Freundschaft, Liebe, Vaterland, Freiheit, Religion behandelt er in einem Tone, als wenn er von einer neuen Oper oder einer Tänzerin spräche. Ich liebe die Freiheit unter einem andern Bilde, als er mir gezeigt hat.

Laura empfand ein ähnliches Mißbehagen über Fridolin's Erscheinung, wie Walter über Amaliens's Auftreten, und Beide begriffen ganz gut, daß diese beiden Leute, gleich witzig, frivol und geistreich, aber wie Laura meinte, von allem tieferen Gefühle entfernt, vortrefflich zu einander paßten. Ihre Naturen mögen ebenso gut zu einander passen, wie die beiden ungerigen, meinte Laura; möge auch ihre Liebe und ihre Zufriedenheit der ungerigen gleich sein.

Indessen sehen wir Walter trotz seiner Abneigung bald wieder in Amaliens Hause. Er wußte, daß es für ihn keine Gefahr sei, sich in die Nähe einer Flamme zu begeben, welche, wie er glaubte, mehr blendete, wie erwärmte. Amalie war anmuthig und heiter, wie immer; der Uebermuth der Laune und des Witzes sprudelte von ihren Lippen; sie war verführerisch schön, und zeigte in ihrem ganzen Betragen, daß sie sich dessen bewußt war. Aber manchmal meinte doch Walter zwischen all'

dem Gefunke des Witzes und der Scherze eine andere, ernstere Stimme zu hören, ein tiefes Gefühl; manchmal schien es ihm, als wenn der ganze Aufwand der Coquetterei und Laune nur eine Maske wäre, um ein tief empfindendes Herz zu verbergen. Amalie gab sich augenscheinlich Mühe, Walter für sich zu interessiren, denn ihre Menschenkenntniß mußte ihr gezeigt haben, welch' ungünstigen Eindruck sie zuerst auf ihn gemacht hatte, und dafür rächen sich die Frauen gern. Der Gegenstand, um welchen sich die Unterhaltung drehte, war für den jungen Theologen noch verführerischer, als die Art und Weise, in welcher er behandelt wurde; man sprach über Kunst, über Malerei, Musik, und Amalie zeigte in dieser Sphäre ein so richtiges Urtheil und ein so wahres Gefühl, daß Walter nicht anders konnte, als ihr beizustimmen; so nahm an dem Gespräche nicht nur Witz und Geschmack, sondern auch Gefühl und Begeisterung Antheil.

Ein andres Mal kam die Rede auf die Revolution. Amalie spottete über die Art und Weise, wie die Berliner und überhaupt die Deutschen ihre Revolution verpöfchten und sprach harte Worte und bitteren Spott über einzelne Führer der Bewegung aus, so daß Walter, der damals noch voll von Illusionen war und nicht so schwarz und finster sah, wie Amalie, darüber unwillig wurde. Aber als Amalie über die Bedeutung der Revolution selbst sprach und die großen Hoffnungen, welche damit verbunden, als sie wie eine begeisterte Prophetin die große Zukunft des freien Menschengeschlechtes zeigte, und diese Zukunft mit den zwerghartigen Bestrebungen der Gegenwart verglich: da empfand Walter, dem wirklich mit der Sache der Freiheit ein heiliger Ernst war, die volle Gewalt der Ueberzeugung und der Wahrheit; ein früher unbekanntes Gefühl regte sich in seiner Brust, und wenn er in die flammenden Augen des schönen Weibes blickte, wurde er unruhig.

Und in der That, es wäre ein Wunder, wenn der junge Theolog den Eroberungsplänen des schönen Weibes unzugänglich gewesen wäre. — Walter besaß in hohem Grade dasjenige, was Napoleon als „Ideologie“ an den Deutschen tabelte; er war Enthusiast im höchsten Grade, und der Strom seiner Begeisterung war leicht in Fluß zu bringen. Er traf viele Punkte, in denen seine Ansichten mit denen Amaliens übereinstimmten, aber die Art und Weise, wie Amalie diese Ansichten aussprach, war ihm fremd und neu. Wenn sie sich über das große Thema der Kunst, der Wissenschaft, der menschlichen Freiheit besprachen, so schien es, als wenn sie diese ben Sachen von oben herunter, vom erhabenen Standpunkte aus, betrachtete, zu denen er glaubig und ehrfurchtsvoll hinauffah. Walter war gewöhnt, die allgemeinen Ideen der Humanität mit einer gewissen religiösen Hingebung zu betrachten, aber Amalie behandelte alle diese Ideen als natürlich und sich selbst von selbst verstehende Verhältnisse, über

deren Schattenseiten und Missionen sie sich manchen Spott erlaubte. So kam es, daß gerade, wenn Amaliens Ansicht mit der seinigen zusammentraf, er oft einen Stachel darin fand, der ihn empfindlich verletzete, aber ohne daß er sich dagegen wehren konnte.

Für Laura konnte die Umänderung, welche Amalie auf Walter hervorbrachte, nicht lange ein Geheimniß bleiben. Leute, wie Walter, die bisher immer nur eine Richtung im Leben eingeschlagen haben, die immer eins mit sich selbst gewesen sind, und keinen Zwiespalt ihrer eigenen Empfindungen kannten, werden durch den ersten Widerspruch in ihren Ansichten und Neigungen heftig erschüttert; bei Walter drohte diese Erschütterung fast eine Gemüthskrankheit hervorzubringen. Er schien sich ein Verbrecher, daß er den stillen Kreis seiner engen Pflichten durchbrechen, daß er neben Laura ein zweites Bild in sein Herz aufgenommen hatte. Er zankte und haberte mit sich selbst, — aber es war nichts mehr zu machen. Laura hatte überigens nicht nur mit ihm, sondern mit ihrem eigenen Herzen zu schaffen; die Ruhe und Heiterkeit ihres Herzens war von ihr gewichen, ohne daß sie selbst den Grund wußte oder nur darnach zu fragen wagte.

Fridolin kam oft nach Tegel hinunter. Während die übrigen Personen so ziemlich sich selbst und ihr Verhältniß zu einander geändert hatten, schien er immer derselbe zu bleiben; sein Humor und seine gute Laune war unverwundlich, und sein derbes, gerades Wesen unterschied sich vortheilhaft von der Verslossenheit und Emsilbigkeit, die oft zwischen Laura und Walter herrschte. Laura hatte noch immer eine gewisse Scheu und Abneigung gegen Fridolin beibehalten; er schien es aber nicht zu merken; vielmehr betrug er sich so herzlich und freundlich gegen Laura, daß sie ihm nicht lange gram sein konnte. Zuletzt sahen beide, Walter wie Laura, gern den heitern, fröhlichen Mann in ihrer Gesellschaft, weil er eine gewisse Monotonie und Langeweile, die sich in dem Pfarrhause eingefunden hatte, wenigstens für eine Zeitlang vertrieb. Fridolin, der Amaliens Anstrengungen um Walter bemerkt hatte und zu stolz war, hierüber die geringste Eifersucht oder Empfindlichkeit zu zeigen, hielt sich um so lieber in Tegel auf, weil er dort den Verdrießlichkeit der Politik entging, die jetzt mit Riesenschritten rückwärts eilte und die baldige Contrerevolution ahnen ließ. Das Leben in Berlin wurde von Tag zu Tag unerfreulicher; während von oben her sich eine gewaltsame Reaktion vorbereitete, sank die Revolution in die Gosse hinunter, vergeudete in unwürdigen Scenen ihre Kraft, und wurde von zweideutigen Führern ausgebeutet. Es war ein unbehaglicher Zustand, in dem sich die ganze bürgerliche Gesellschaft befand. Wenn Fridolin sich in diesen wilden Volksscenen vergeblich abgemüht und des Staubes der Gassen und des Geschreies der Menge genug hatte, dann flüchtete er sich in jene stille, friedliche Einsamkeit, die gerade

jezt ihn mehr, wie jemals fesselte. Er wünschte oft, daß er nie die Welt und ihr Treiben kennen gelernt hätte, beneidete die stillen, friedlichen Dorfbewohner, und ihr patriarchalisches Leben, und dachte schon daran, wie er sich nach dem Scheitern der Revolution in den Urwäldern eine ähnliche Heimath aussuchen wollte.

Es war übrigens nicht nur Menschenhaß und Europamüdigkeit, was ihn an das stille Thal und den melancholischen See fesselte; die kleine Laura schien ihm ganz dazu geschaffen, der Engel seines überseeischen Urwaldsparadieses zu werden. Seitdem seine Neigungen dem Leben und Treiben der großen Welt abtrünnig und seine Hoffnungen auf die Revolution zu nichte geworden waren, hatten sich auch die Bedürfnisse seines Herzens verändert, und seine hochfliegerden Pläne wichen bescheidenen Wünschen. Zu stolz, um der Braut Walter's irgend etwas mehr, wie die innigste Freundschaft zu gestehen, lag es doch nicht in seiner Macht, seine Empfindungen ganz zu verbergen, und Laura, die lange Zeit eine geheime unerklärliche Abneigung gegen ihn gehabt hatte, empfand immer mehr und mehr, daß dieser Mann einen dämonischen Einfluß auf ihr Herz und Gemüth ausübte.

So veränderte sich im Laufe der Zeit die Stellung der vier Personen zu einander, in der Weise, daß sich die verwandten Elemente von einander trennten, und die Gegensätze an Charakter und Gemüth mit einander in Verhältniß traten.

Eine unbehaglich: Pause ging der Entscheidung vorher. Jeder, der Betheiligten war mit den Angelegenheiten seines Herzens noch nicht ganz fertig und über sein eigenes Wünschen und Wollen nicht klar; neue Neigungen kämpften mit alten Pflichten; es war ein Zustand, in welchem sich Jeder selbst mißtraute.

Es war unter diesen Umständen natürlich, daß die vier Personen fast ununterbrochen zusammen waren, weil die verschiedensten Beziehungen sie zusammenführten. Während in Berlin Barrikaden gebaut wurden und Straßenkämpfe stattfanden, wurde hier in der Einsamkeit ein Kampf der Pflichten und Neigungen gekämpft, der manchen überflüssigen Kummer, manche unnöthige Gewissensbisse machte.

In diesem Stilleben gab es natürlich tausend kleine Gelegenheiten, um sich zu verrathen. Bei den Ruderkfahrten auf dem See, bei ihren ländlichen Festen verrieth mancher heimliche Blick einen ganzen Roman. Wenn bei dem Tanze der Quadrille die verschiedenen Paare wechselten, zündete der elektrische Funke beim Zusammentreffen der entgegengesetzten Elemente; gerade bei solchen kleinen Veranlassungen konnte man am Besten die Gesetze der Wahlverwandtschaft erkennen.

Amalie war noch die Muthigste und Unbefangenste im ganzen Kreise. Während die Andern mehr mit sich selbst, als mit ihren Freunden zu thun

hatten, entdeckte sie nicht nur ihr eigenes, sondern auch das Geheimniß der Andern. Sie beschloß, dem Wirrwarr ein Ende zu machen. „Was sollen," sagte sie, als man eines Abends am Ufer des See's saß, „was sollen so gute, vortreffliche Menschen mit sich selbst uneinig sein, und mit ihren eigenen Gefühlen kämpfen? Nehme Jeder das Siegel von seiner Brust hinweg! Wir Alle haben eingesehen, daß das Geheimniß der Liebe nicht in einer Gleichartigkeit sondern in einer Verschiedenartigkeit der Eigenschaften besteht; wir haben dies schon so früh eingesehen, daß der Tausch noch möglich ist." Hiemit legte sie Fridolin's Hand in Laura's, und Walter gewann die Kühnheit, Amalien zu umarmen. So war der Tausch der Seelen vollzogen.

Was weiter aus den beiden Paaren geworden ist, und wie sich das Prinzip der Wahlverwandtschaft im Leben bestätigt hat, wissen wir nicht. Wahrscheinlich hat aber das Ungestüm der Contrerevolution auch sie über den Ocean getrieben.



Vermischtes.

Schulzwang. Wir lesen im „Cincinnati Republikaner": „In der letzten Sitzung unseres Schulboards ward ein Schulzwangsgesetzentwurf angenommen und beschlossen, denselben der Gesetzgebung einzusenden. Der erste Abschnitt autorisirt den Stadtrath aller Städte erster Klasse, Bestimmungen für alle Wohnheits-Schul-Versäumer und Kinder, die ohne reguläre und gesetzliche Beschäftigung, keine Schule besuchen, zu treffen, und die dessfallsigen Verordnungen durch Geldstrafen bis zu \$ 20 oder 1 Jahr Gefängniß einzuschärfen. Der zweite Abschnitt macht es Jedem, der Kinder von 8 bis 14 Jahren unter seiner Controлле hat, bei \$ 20, die zum Besten der Freischulen zu verwenden, zur Pflicht, selbe sechs Monate hintereinander in eine öffentliche oder Privatschule zu schicken. Der dritte Abschnitt macht es den Trustees und Visitoren der Freischulen zur Pflicht, in jedem Falle einer Uebertretung solcher Verordnung eine Klage vor einem Friedensrichter, dem Mayor oder einem andern competenten Beamten zu erheben. Abschnitt 4. lautet: Besagte Beamte können in solchem Falle verwahrloste Kinder auch in eine Besserungs- oder andere geeignete Anstalt schicken. Abschnitt 5. Ergibt sich, daß das der Schulversäumniß angeklagte Kind eine Schule außerhalb seines Wohnortes besucht, so soll keine Verletzung dieses Aktes angenommen werden. Abschnitt 6. bestimmt, daß in allen Fällen einer Verhaftung

unter diesem Akte an das Common-Pleas-Gericht appellirt werden könne, wessern der Appellant eine \$ 300 nicht übersteigende Bürgschaft stellt."

Auch der Gouverneur Clark in New-York empfiehlt in seiner letzten Botschaft ähnliche Maßregeln. Das sind die Zeichen einer richtigen Präventivpolitik, welche an die Stelle falsch r und fanatischer Prohibitivmaßregeln, wie Temperenzgesetz ic., treten wird. Daß Etwas geschehen muß, um der um sich greifenden Rohheit und Verwilderung der Massen entgegenzutreten, dies geht aus der Zunahme der Riots, Tumulte, Verbrechen auf das Deutlichste hervor, und wir haben schon oft hervorgehoben, daß Schulzwang das einzige Hilfsmittel hiergegen sei. Wie die politischen Institutionen Amerika's nun einmal beschaffen sind, ist ein allgemeiner und streng durchgeführter Schulzwang das einzige Verbeugungsmittel gegen Pöbelherrschaft. Die statistischen Tabellen weisen nach, daß an manchen Stellen die Hälfte, anderswo der dritte Theil der im schulpflichtigen Alter stehenden Kinder gänzlich vom Schulbesuche ausgeschlossen sind, und daß ein großer Theil derer, welche wirklich Schule besuchen, dieselbe nur zeitweise und mit Unterbrechungen besuchen. Wir können uns deshalb nur freuen, daß von mehreren kompetenten Seiten her diese Frage behandelt und zu Gunsten des Schulzwanges offiziell entschieden wird. Ob gerade der mitgetheilte Entwurf des Cincinnati Schulboards angemessen und einer allgemeinen Anwendung fähig sei, wollen wir dahin gestellt sein lassen; jedenfalls ist es gut, daß einmal die Nothwendigkeit solcher Maßregeln sich in der Presse sowohl, wie bei den kompetenten Behörden herausstellt.

* * *

Astronomische Uhren. Wir machten schon vor mehreren Jahren auf die Erfindung eines Genfer Uhrmachers aufmerksam, die Zeiger an den Uhren durch den telegraphischen Draht zu bewegen, so daß alle Uhren in einer Stadt, oder auf einer Eisenbahn von irgend einer astronomischen Uhr ihre Zeit bekommen. Vielfache große Unglücksfälle, welche auf den amerikanischen Eisenbahnen vorgefallen sind, namentlich eine Collision zwischen dem Erpreß und dem Frachtzuge auf der Ohio und Pennsylvania Eisenbahn am letzten 31. Decemb., wie auch unlängst das Unglück auf der Michigan Südbahn bei Hillsdale, sind hauptsächlich auf Rechnung unrichtig gehender Uhren zu schieben. Dadurch sind die Amerikaner auf das System der telegraphischen Uhren aufmerksam geworden. In England ist dieses System schon längst angewendet. Alle englische Eisenbahnen erhalten ihre Zeit zutelegraphirt von der neuen astronomischen Uhr auf der Sternwarte zu Greenwich. In Deutschland sind auch schon ähnliche Einrichtungen getroffen, und die Universitätsuhr in Berlin regulirt die Uhren an den preussischen Eisenbahnen.

Auch in Amerika scheint man diese nützliche, ja nothwendige Einrichtung einführen zu wollen. Die Vorsteher der Dudley Sternwarte zu Albany, — dies ist eine ausgezeichnete Sternwarte, welche dort durch Schenkungen Privater und namentlich einer Frau Dudley gestiftet ist, — haben sich an die Direktoren der New-York Central-Eisenbahn gewendet, um die astronomische Zeit zu allen Stationen der Bahn hinzutelegraphiren. Im nächsten August ist eine astronomische Uhr, welche Dr. Corniug der Sternwarte geschenkt hat, in Operation, und man kann dann mit unbedeutenden Kosten die Sache ausführen. Hoffentlich wird die Direktion der New-Yorker Centralbahn das Anerbieten annehmen und der Sternwarte die daraus entspringenden Kosten vergüten, und dann wird wahrscheinlich diese Einrichtung an allen New-Yorker Eisenbahnen, deren Gesammtlänge 3216 Meilen beträgt, eingeführt werden. Wir fügen noch hinzu, daß für die westlichen Bahnen eine ausgezeichnete Gelegenheit gegeben ist, mit der Sternwarte in Ann-Arbor, Mich., ein ähnliches Arrangement zu treffen. Ann-Arbor liegt bekanntlich an der Michigan Central Eisenbahn, und diese Bahn könnte die Angelegenheit wohl zuerst in die Hand nehmen. Das „Detroit Observatory“ in Ann-Arbor, — so genannt, weil es durch Privatschenkungen des Bürger Detroit's gegründet wurde, — besitzt einen ausgezeichneten Chronometer, der in Berlin angefertigt ist, und Dr. Brunnow aus Berlin, der Direktor dieser Sternwarte, würde gewiß mit Vergnügen eine solche Einrichtung vorbereiten.

Diese Einrichtung ist wieder einer von den vielen Beweisen von dem mächtigen Eingreifen der Wissenschaft in das praktische Leben. Ist es nicht eine treffliche Sache, wenn von der Höhe der Sternwarte herab unsere Eisenbahnen gehergelt und das Leben des Menschen beschützt wird?

* * *

Der große Diamant in der russischen Krone. In der russischen Krone befindet sich ein großer Edelstein, der „Mond des Gebirges“, der früher dem Schah Nadir gehörte. Bei seiner Ermordung plünderten die Soldner den Pallast, und die größten Kleinodien wurden heimlich von den Räubern aufbewahrt. In Bassora wohnte damals ein armenischer Kaufmann, Namens Schaffras, dem eines Tages einer der Häuptlinge den Edelstein anbot. Der Preis war sehr niedrig, aber Schaffras hätte nicht gerade so viel Geld, und wollte sich erst mit seinen Brüdern besprechen. Der argwöhnische Häuptling verschwand aber. Schaffras, der sich bald die nöthige Geldsumme verschafft hatte, begab sich auf die Verfolgung des Häuptlings, den er endlich nach langem, fruchtlosem Suchen in Bagdad wiederfand. Er kaufte den Schatz für 50,000 Piaster und verwahrte ihn mit der größten Heimlichkeit. Endlich aber wurde die



Ehnsucht nach Geld größer, wie die Liebe zum Edelstein, und Schaffras machte sich auf den Weg über Constantinopel, Ungarn, Schlessen nach Amsterdam, wo er zuerst seinen Fund, der ihm im Oriente offenbar die seidene Schnür oder etwas Aehnliches eingetragen haben würde, bekannt machte. Unter den vielen Bietern, welche er fand, soll auch die englische Krone gewesen sein. Rußland machte durch den Graf Panin und den Hofjuwelier Kaseret, das höchste Anerbieten. Man bot Schaffras den erblichen Adel, eine lebenslängliche Rente von 6000 Rubels und vierhundert fünfzig tausend Rubel baares Geld. Der Armenier aber spannte seine Forderungen höher, und gerieth dadurch, weil er große Auslagen, Reisekosten zc. gemacht hatte, in Armath. Er ging nach Astrachan zurück, wo ihm später Graf Orlov im Namen der russischen Krone das Angeot erneuerte. Diesmal nahm er es an. So kam der Edelstein in den Besitz der russischen Krone. — Welches mögen die weitem Schicksale des „Rond des Gebirges“ sein? Sollte er nicht noch einmal von Flüchtlingen in der Wallstreet von New-York ausgebaut werden? Uebrigens ist der „Kohi-noir“, der ostindische Edelstein, der auf der Weltausstellung in London prangte, größer als der „Rond des Gebirges“.

* * *

Der Herausgeber der „Atlantis“ hat manche Klage hören müssen, wegen des schlechten Druckes der verspäteten Absendung zc. Er gibt zu, daß ein Theil dieser Klagen gegründet sei, und wird in der nächsten Zeit, sobald die rückständigen und fälligen Abonnements eingegangen sind, mit neuen Types und besserem Papier drucken lassen. Nur möchte er darauf aufmerksam machen, daß das Publikum nicht nur Ansprüche zu machen, sondern auch Pflichten zu erfüllen hat. Seitdem wir das Januarheft versendet haben, ist noch nicht der zehnte Theil von fälligen und rückständigen Abonnements eingegangen. Wir bedauern, daß wir wiederholt über diese Nachlässigkeit klagen müssen.

Es sind uns viele Reklamationen wegen fehlender Hefte zugekommen. Wir expediren mit der größten Sorgfalt. Nach den großen Städten, wie Milwaukee, Cincinnati zc. schicken wir die Hefte in einem Packet, so daß, wenn ein Exemplar ankommt, alle übrigen auch da sein müssen.

Exemplare vom vorigen Jahrgang sind noch zu haben. Die Herren Agenten, welche noch im Besitze überzähliger Januarhefte sind, werden gebeten, dieselben sofort an meine Adresse zurückzuschicken.

Herr Kusloff wird im Interesse der „Atlantis“ den Osten, Herr Eingenau den Westen bereisen; ich ersuche die Freunde der „Atlantis“, diesen Herren mit Rath und That an die Hand zu gehen.

— 00 —

Friedrich Kapp,

öffentlicher Notar,

24 William Street, Room 26, New York,

besorgt Vollmachten und Verträge, sowie alle Aufträge rechtlicher, notarieller oder geschäftlicher Natur, namentlich Eintreibung von Forderungen, Ermittlung, Liquidirung und Verwaltung aller Erbschafts- und Vermögens-Angelegenheiten.

Zugleich empfiehlt derselbe das seit länger als fünf Jahren bestehende und nunmehr gemeinschaftlich von ihm und Herrn Dr. Müller-Welchors in Mainz geführte

Uebersseeische Geschäfts-Bureau von Kapp & Co.

für Ausstellung von Wechseln und Auszahlung von Geldern nach allen Orten Deutschlands, sowie für jedes Geschäft, welches eine in Europa und Amerika zusammenwirkende Thätigkeit verlangt.

Carl Busch, Agent für Detroit und Umgegend.

Cincinnati, Ob.: Zu beziehen durch Theobald u. Theuerkauf:

Conversations - Lexikon.

Zehnte, verbesserte und vermehrte Auflage.
Vollständig in fünfzehn Bänden.

Neue Ausgabe in 60 Viertelbänden
zu 25 Cents.

Leipzig: F. A. Brockhaus.

Die zehnte Auflage des Conversation-Lexikon ist jetzt vollständig erschienen, und es freut uns mittheilen zu können, daß wir durch die Verlags-Handlung in den Stand gesetzt wurden, diese Ausgabe in einer

neuen Ausgabe von 60 Viertelbänden zu 25 Cents

zu liefern, wernach das vollständige Werk nicht höher als fünfzehn Dollars zu stehen kommt.

Monatlich werden 3 — 4 Viertelbände, — oder auch mehr — von uns ausgegeben, und die Anschaffung dieser

Bibliothek für sich allein,

die in unserer Zeit beinahe unentbehrlich geworden ist und in keinem Hause fehlen sollte, liegt in der Möglichkeit eines Jeden, der allmählich nur

75 Cents — \$ 1.

zu erubigen vermag.

Bei gebundenen Exemplaren berechnen wir den Einband zu 50 — 60 Cents per Band.

Das Werk kann in beliebigen Terminen und in folgenden Ausgaben bezogen werden:

In 60 Viertelbänden zu 25 Cents.

In 15 Bänden " \$ 1.

Vollständig auf einmal zu \$ 15.

Wir empfehlen uns zu zahlreichen Bestellungen.

Theobald und Theuerkauf'sche Buch- u. Kunsthandlung,
11 Canal Markt. Südseite von Walnut- und Madison. Cincinnati, O.